Tausend und Ein Gespenst.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

W. L. Weschè.

Zweiter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

Digitized by Google

Tauſend und Ein Geſpenſt.

Zweiter Band.

I.

Ein Mittageſſen bei Roſſini.

Im Jahre 1840 reiſete ich zum dritten oder vierten Male nach Italien, und mein lieber Freund Dennié, Inſpector der Muſterungen, hatte mich beauftragt, der Madame Roſſini einen Spitzenſchleier zu überbringen, welche mit dem berühmten Componiſten, ihrem Gatten, dem der Graf Ory und Wilhelm Tell das Franzöſiſche Bürgerrecht erworben haben, Bologna bewohnte.

Ich weiß nicht, ob nach meinem Tode irgend etwas von mir mich überleben wird, aber auf jeden Zufall hin habe ich die fromme Gewohnheit angenommen, indem ich meine Feinde vergeſſe, die Namen meiner Freunde nicht allein in mein häusliches, ſondern auch noch in mein literariſches Leben zu miſchen. Auf dieſe Weiſe führe ich in dem Maße, als ich der Zukunft zuſchreite, Alles das mit mir fort, was Antheil an meiner Vergangenheit ge-

habt hat, und Alles das, was ſich in meine Gegenwart miſcht, wie es ein Fluß thun würde, der ſich nicht damit begnügte, die Blumen, die Wälder, die Häuſer ſeiner Ufer wiederzuſpiegeln, ſondern auch noch das Bild dieſer Häuſer, dieſer Wälder und dieſer Blumen zwänge, ihm bis in den Ocean zu folgen.

Demnach bin ich auch niemals allein, ſo lange als noch eines meiner Bücher bei mir bleibt. Ich ſchlage dieſes Buch auf. Jede Seite erinnert mich an einen verfloſſenen Tag, und dieſer Tag entſteht auf der Stelle von ſeiner Morgenröthe bis zu ſeiner Abenddämmerung wieder, völlig belebt von denſelben Gemüthsbewegungen, die ihn erfüllt haben, ganz bevölkert mit denſelben Perſonen, die an ihm aufgetreten ſind. Wo war ich an dieſem Tage? An welchem Orte der Welt ſuchte ich eine Zerſtreuung, verlangte ich eine Erinnerung, pflückte ich eine Hoffnung, eine Knospe, die oft verwelkt, bevor ſie aufgeblüht iſt, eine Blume, die ſich oft entblättert, bevor ſie aufgegangen iſt? Beſuchte ich Deutſchland, Italien, Afrika, England oder Griechenland? Ging ich den Rhein hinauf, betete ich im Coliſeum, jagte ich in der Sierra, lagerte ich in der Wüſte, träumte ich in der Weſtminſterabtei, grub ich meinen Namen auf das Grab des Archimedes oder auf den Felſen von Thermophylä? Welche Hand hat die meinige an dieſem Tage berührt? War es die eines auf ſeinem Throne ſitzenden Königs? oder die eines ſeine Heerde hütenden Hirten? Welcher Fürſt hat mich ſeinen Freund, welcher Bettler mich ſeinen Bruder genannt? Mit wem habe ich am Morgen meinen Geldbeutel getheilt? Wer hat

am Abend ſein Brod mit mir gebrochen? Welches ſind ſeit zwanzig Jahren die glücklichen, mit Kreide bezeichneten Stunden? welches ſind die traurigen, mit Schwarz bezeichneten Stunden?

Ach! der beſte Theil meines Lebens beſteht bereits in meinen Erinnerungen, ich bin wie einer jener dichtbelaubten Bäume voller Vögel, die am Mittag ſtumm ſind, die aber gegen das Ende des Tages erwachen, und die, wenn der Abend herbeigekommen iſt, mein Alter mit dem Schlage ihrer Flügel und ihrer Geſänge erfüllen werden; ſie werden auf dieſe Weiſe mit ihrer Freude, mit ihrer Liebe und mit ihrem Leben es erheitern; bis der Tod nun auch den gaſtfreundlichen Baum berührt, und bis der Baum im Fallen alle dieſe lärmenden Sänger verſcheucht, von denen jeder nichts Anderes als eine Stunde meines Lebens ſein wird.

Und man ſehe, wie ein einziger Name mich von meinem Wege abweichen läßt, und mich aus der Wirklichkeit in das Traumgebiet zurückgeworfen hat. Jener Freund, der mich beauftragt hatte, dieſen Schleier zu überbringen, iſt ſeitdem geſtorben. Er war ein liebenswürdiger Kopf, ein unerſchöpflicher und fröhlicher Erzähler, mit dem ich gar viele Abende bei Mademoiſelle Mars zugebracht habe, ein anderer liebenswürdiger Geiſt, den der Tod gleichfalls angehaucht hat, und der erloſchen iſt, wie ein Stern an dem Himmel meines Lebens erloſchen wäre. Florenz war das Ziel meiner Reiſe; aber ſtatt dort anzuhalten, hatte ich den Einfall, bis nach Bologna zu gehen und meinen Auftrag als würdiger Bote ſelbſt auszuführen, das heißt,

indem ich ſelbſt den Schleier den ſchönen Händen übergäbe, denen er beſtimmt war.

Drei Tage waren erforderlich zur Hinreiſe, drei Tage, um zurückzukehren, dazu ein Tag des Aufenthaltes, waren dies im Ganzen ſieben Tage, ſieben für die Arbeit verlorene Tage. Aber, meiner Treue! ich ſollte Roſſini wiederſehen, Roſſini, der ſich ohne Zweifel aus Furcht verbannt hatte, der Verſuchung nachzugeben, irgend ein neues Meiſterwerk zu machen.

Ich erinnere mich, daß es gegen Abend war, als ſich die Anſicht von Bologna mir darſtellte. Die Stadt ſchien mir aus der Ferne in einen Dunſt gebadet, über welchen ſich, auf dem dunkeln Hintergrunde der Apenninen hervortretend, die Kathedrale von Sankt Petrus und die beiden Nebenbuhler des ſchiefen Thurmes von Piſa erhoben, die Garizenda und der Aſinelli. Von Zeit zu Zeit warf die Sonne im Augenblicke des Unterganges einen letzten Strahl, welcher die Fenſterſcheiben irgend eines Palaſtes entflammte, wie als ob die Zimmer dieſes Palaſtes voll Flammen wären, während der kleine Fluß Reno, mit allen den Farben des Himmels ſchattirt, den er wiederſpiegelte, ſich in der Ebene wie ein Silberband hinſchlängelte; aber allmählig ging die Sonne hinter dem Gebirge unter; die Anfangs funkelnden Fenſterſcheiben erloſchen nach und nach. Der Reno nahm die dunkle Farbe des Zinns an; dann kam die Nacht raſch herbei, und hüllte die Stadt in ihre ſchwarzen Schleier, durch welche bald Tauſend eben ſo lichtvolle Punkte hindurchſchimmerten, als die, welche am Himmel glänzten.

Es war zehn Uhr Abends, als ich mit meinem ganzen Gepäck in dem Wirthshause zu den drei Königen anlangte.

Meine erste Sorge war, Rossini meine Karte zu übersenden, der mir antworten ließ, daß von diesem Augenblicke an sein Palast zu meiner Verfügung stände. Am folgenden Morgen um eilf Uhr war ich bei ihm.

Rossini's Palast ist, wie alle Italienischen Paläste, von Marmorsäulen, von Freskobildern und von Gemälden zusammengesetzt. Das Ganze, so geräumig, um drei oder vier Französische Häuser darin tanzen zu lassen, für den Sommer, niemals für den Winter gebaut, das heißt voll Luft, Schatten, Frische, Rosen und Camelia's.

Wie man weiß, scheinen in Italien die Blumen in den Zimmern zu wachsen, und nicht in den Gärten, in denen man nur Heuschrecken sieht und hört.

Rossini bewohnte diese Welt von Salons, von Zimmern, von Vorzimmern und von Terrassen. Immer heiter, lachend, von Einfällen und von Witz sprudelnd; seine Frau schritt dagegen durch diese selben Zimmer, gleichfalls lächelnd, aber langsam, ernst und schön wie die Judith von Horaz Vernet.

Sie verneigte sich vor mir und ich warf ihr diesen merkwürdigen schwarzen Schleier über den Kopf, der die Ursache meines Besuches in Bologna war.

Rossini hatte sein Mittagessen bereits angeordnet. Er wünschte, daß ich mich in Gesellschaft von Tischgenossen befinden mögte, die mir angenehm wären, und da er wußte, daß ich irgend eines Tages nach Venedig gehen

würde, so hatte er einen jungen Venetianischen Dichter Namens Luigi von Scamozza eingeladen, der seine Studien auf der berühmten Universität von Bologna beendigt hatte, welche der Münze der Stadt den Wahlspruch verliehen hat: **Bononia docet.**

Ich hatte vier Stunden vor mir, um Bologna zu besuchen, das ich am folgenden Tage zu verlassen gedachte, vorbehaltlich, später dahin zurückzukehren. Ich bat Rossini, mich zu beurlauben und machte mich auf den Weg, während der berühmte Maestro in die Küche hinabging, um einer Schüssel Stuffato mit Macaroni seine ganze Sorgfalt zu widmen, für deren Zubereitung Rossini behauptet, auf der ganzen Italienischen Halbinsel seines Gleichen nicht zu haben, seitdem der Kardinal Alberoni gestorben ist.

Späterhin werde ich vielleicht die Wunder der Universitätsstadt erzählen. Ich werde den Neptun von Bronze beschreiben, das Meisterstück des berühmten Sohnes seiner Mauern, den sie mit ihrem eigenen Namen getauft hat; ihre Kathedrale von Sanct Petrus, die besonders reich durch die Verkündigung Ludovicos Caraccios ist, ihre Kirche von Sanct Petrone mit dem berühmten Meridian Cassinis. Ich werde die Neigung ihrer beiden Thürme ausmessen, der ewige Text zu Streitigkeiten der Gelehrten, die noch nicht zu bestimmen vermogt haben, ob sie sich durch eine Laune des Baumeisters oder durch die Wirkung eines Erdbebens neigen; ob sie sich unter der Hand des Menschen oder unter dem Hauche Gottes geneigt haben. Aber

heute habe ich, wie Scheherazade, Eile, auf meine Geſchichte zurückzukommen, und ich komme darauf zurück.

Um ſechs Uhr waren wir bei dem berühmten Maeſtro um eine lange Tafel herum verſammelt, die in Mitte eines großen, in Fresco gemalten und von allen Seiten gelüfteten Speiſeſaales ſtand. Den Italieniſchen Gebräuchen gemäß war die Tafel mit Blumen und eingemachten Früchten beſetzt, das Ganze ſo eingerichtet, um dem berühmten Stuffato, welcher die Hauptſchüſſel des Mittageſſens war, als Begleitung zu dienen.

Unſere Tiſchgenoſſen waren zwei bis drei Italieniſche Gelehrte, das heißt, eine Probe jener wackeren Leute, welche ein Jahrhundert lang ſtreiten, um zu wiſſen, ob die Geſchichte Ugolinos ein Gleichniß oder eine Thatſache iſt; ob Beatrice ein Traum oder eine Wirklichkeit iſt; ob Laura dreizehn Kinder oder nur zwölf gehabt hat.

Zwei bis drei Sänger von dem Theater von Bologna, unter denen ſich ein junger Tenor Namens Roppa befand, der plötzlich eine ſchöne Stimme bekommen und ſich aus den Küchen eines Kardinals auf das Theater de la Fenice erhoben hatte.

Endlich dieſer junge Dichter Student, von dem mir Roſſini geſagt hatte, ein trauriges, oder vielmehr ſchwermüthiges Geſicht, ein edler Denker, in deſſen Seele die Hoffnung der Italieniſchen Wiedergeburt lebte; ein bewunderungswürdiger Krieger, der jetzt wie ein anderer Hector dieſes heldenmüthige Venedig vertheidigt, das die unmöglichen Wunder des Alterthumes wieder aufleben läßt, in-

dem es wie ein anderes Troja, wie ein anderes Syracus, wie ein anderes Carthago kämpft.

Endlich Roſſini, ſeine Gattin und ich.

Die Unterhaltung drehte ſich um Dante, Petrarca, Taſſo, Cimaroſa, Pergolèſe, Beethoven, Grimod de la Reynière und Brillat-Savarin, und ich muß zum großen Lobe Roſſini's ſagen, daß es mir ſchien, als ob er über dieſe beiden berühmten Gaſtronomen die klarſten und beſtimmteſten Anſichten habe.

Beeilen wir uns, hinzuzufügen, daß er in dieſer Beziehung tapfer von Roppa unterſtützt ward, der, unbekannt mit der Theorie, aber ein Mann der Praxis, zehn Jahre lang die Küche beſorgt hatte, ohne Carême zu kennen, wie er ſeit vier Jahren Muſik trieb, ohne Grétry zu kennen.

Dieſe ganze Unterhaltung brachte mich dazu, Roſſini zu fragen, warum er nicht mehr componirte.

— Aber, ich glaubte einen hinlänglichen Grund angegeben zu haben.

— Welchen?

— Ich bin faul.

— Iſt das der einzige?

— Ich glaube ja.

— So daß, wenn ein Director Sie an der Ecke eines Theaters erwartete, und Ihnen eine Piſtole auf die Bruſt ſetzte . . .

— Indem er mir ſagte: Roſſini, Du wirſt Deine ſchönſte Oper ſchreiben, nicht wahr?

— Ja.

— Ei nun! ſo würde ich ſie ſchreiben.

Leider lag vielleicht bei Weitem mehr Bitterkeit, als Gutmüthigkeit in dieſem Worte. Außerdem, vielleicht habe ich Unrecht, aber ich habe niemals an die Gutmüthigkeit eines mächtigen Genies geglaubt, und ſo oft Roſſini in meiner Gegenwart über die Küche geſprochen hat, hat es mir immer geſchienen, als ob es geſchähe, um von Nichts Anderem zu ſprechen.

— Demnach alſo, ſagte ich zu Roſſini, handelte es ſich am Ende blos um einen Ueberfall?

— Um nichts Anderes.

— Wenn man Ihnen aber ſtatt einer Piſtole ein Gedicht auf die Bruſt ſetzte?

— Verſuchen Sie es.

— Sehen Sie, Roſſini, ſagte ich zu ihm, es gibt etwas Seltſames, nämlich, daß wenn ich für Sie arbeitete, ich die gewöhnliche Ordnung der Dinge herumkehren würde.

— Wie das?

— Ja, ſtatt Ihnen ein Gedicht zu geben, damit Sie die Muſik dazu machten, würden Sie mir eine Partitur geben, und ich würde Ihnen die Worte dazu machen.

— Ei! ſagte Roſſini, erklären Sie mir doch Ihren Gedanken.

— O! er iſt ſehr einfach . . . In der Vereinigung des Componiſten und des Dichters muß der eine den Andern verſchwinden laſſen; entweder tödtet das Gedicht die Partitur, oder die Partitur tödtet das Gedicht. Auf welcher Seite muß nun aber die Aufopferung ſein? auf

der Seite des Dichters, da man, Dank den Sängern, niemals die Verse und, Dank dem Orchester, immer die Musik hört.

—Demnach also sind Sie der Ansicht derer, welche meinen, daß schöne Verse dem Componisten schaden.

—Gewiß, lieber Maestro; die Poesie, Poesie wie sie Victor Hugo, wie sie Lamartine macht, hat ihre eigene Musik in sich. Sie ist keine Schwester der Musik, sie ist eine Nebenbuhlerin; sie ist keine Verbündete, sie ist eine Gegnerin. Statt der Syrene ihren Beistand zu verleihen, kämpft die Zauberin gegen sie. Es ist der Kampf der Armida und der Fee Morgana. Die Musik bleibt siegreich, aber ihr Sieg erschöpft sie.

—Dann würden Sie einwilligen, Worte zu der Musik zu machen?

—Ohne Zweifel, ich, der ich drei Hundert Bände und fünf und zwanzig Schauspiele geschrieben habe, ich würde darein willigen, weil ich meine Eigenliebe darin setzen würde, Ihnen zu helfen, Ihnen zu dienen; weil ich, der ich den ersten Rang einnehme, wenn ich will, es als eine ehrenwerthe Höflichkeit ansehen würde, Ihnen denselben abzutreten, Ihnen, den ich liebe, Ihnen, den ich bewundere, Ihnen, meinem Bruder in der Kunst. Ich habe mein Reich, wie Sie das Ihrige. Wenn Eteocles und Polynices jeder seinen Thron gehabt hätte, so würden sie sich nicht gegenseitig umgebracht haben und wahrscheinlich vor Alter gestorben sein, indem sie sich jeden Neujahrstag einen Besuch abstatteten.

—Vortrefflich! Ich halte Sie beim Wort.

— Um Verſe zu Ihrer Muſik zu machen?

— Ja.

— Ich gebe es Ihnen. Nur ſagen Sie mir im voraus, welche Art von Oper Sie wünſchten.

— Ich wünſchte eine phantaſtiſche Oper.

— Eine phantaſtiſche Oper, antwortete ich, nehmen Sie Sich in Acht. Italien mit ſeinem reinen Himmel iſt nicht das Land übernatürlicher Sagen; für die Phantome, für die Geſpenſter, für die Erſcheinungen bedarf es der langen und kalten Nächte des Nordens, bedarf es der Dunkelheit des Schwarzwaldes, der Nebel Englands, der Dünſte des Rheins. Was würde ein armer, in die Ruinen von Rom, an die Ufer Neapels, in die Ebenen von Sicilien verirrter Schatten anfangen? Wohin würde er ſich flüchten, mein Gott! wenn er von dem Beſchwörer verfolgt wäre? Nicht der geringſte Dunſt, um dahinter zu fliehen, nicht der kleinſte Nebel, um ſich darin zu verbergen, nicht der kleinſte Wald, um darin eine Zuflucht zu ſuchen; er würde umſtellt, beim Kragen gepackt, an das Licht geführt werden. Bevölkert doch die Nacht mit Träumen, wenn die Nacht Euer Tag iſt, wenn der Mond Eure Sonne iſt, wenn Ihr nicht von acht Uhr Morgens bis acht Uhr Abends, ſondern von acht Uhr Abends bis acht Uhr Morgens lebt, während unſere traurigen Nachtwachen langſam verfließen; wenn wir bei dem Scheine einer räucherigen Lampe in unſere Keller eingeſchloſſen ſind, wo die jungen Mädchen die Spindel drehen, wo die jungen Burſchen erzählen, bringt Ihr Ständchen, erfüllt Ihr Eure Straßen mit luſtigem Lärm, mit Ge-

ſängen der Liebe. Eure Erſcheinung iſt ein ſchönes junges Mädchen mit ſchwarzen Augen und Haaren, die ſich auf ihren Balkon zeigt, einen Roſenſtrauß fallen läßt und verſchwindet. O! Julia! Julia! . . . Du biſt nur von Deinem Grabe aufgeſtanden, weil Shakspeare, der Dichter des Nordens, zu Dir geſagt hat: Steh auf! Und bei der Stimme dieſes mächtigen Zauberers, dem Nichts zu widerſtehen vermogte, haſt Du gehorcht, ſchöne Blume des Frühlings von Verona! aber kein Landsmann von Dir hatte weder zuvor noch ſeitdem daran gedacht, Dir einen ſolchen Befehl zu geben. Nehmen Sie Sich in Acht! Roſſini, nehmen Sie Sich in Acht!

— Ich habe Sie ſprechen laſſen, nicht wahr? äußerte mein Wirth lächelnd.

— Ja, und ich bitte Sie um Verzeihung, die Erlaubniß mißbraucht zu haben.

— Nicht doch, ſprechen Sie noch, ſprechen Sie immer. Mein Freund Luigi Scamozza hier, der wie Sie ein Dichter iſt, hört Sie und wird es übernehmen, Ihnen zu antworten.

Ich ſtreckte die Hand nach meinem jungen Collegen aus.

— Ich höre, ſagte ich zu ihm.

— Wiſſen Sie, warum der berühmte Maeſtro Sie an mich verweiſet? ſagte Scamozza lächelnd zu mir.

— Weil er weiß, daß ich ein Vergnügen haben werde, Sie zu hören.

— Nein, das iſt es nicht. Weil er weiß, daß ein, einem meiner Vorfahren begegnetes Ereigniß kräftig gegen

das proteſtirt, was Sie ſo eben geſagt haben. Iſt es möglich, daß ein Bewunderer Dantes uns dieſe erhabene Poeſie von jenſeits des Grabes verweigert, von welcher der Verbannte von Florenz das einzige Vorbild, und von der Milton, der Dichter des Nordens, nur ein ſchwacher Nachahmer iſt? Wir haben leider ein Recht auf alle Poeſien, denn wir haben Alle unſer Unglück gehabt. Haben Sie jemals Ihren grauen Himmel mit zwei lichtvolleren Schatten geſtreift geſehen, als die von Franceſca und von Paolo? Haben Sie ein ſchrecklicheres Geſpenſt aus dem Grabe hervorgehen ſehen, als das der Farinata des Uberti? Sind Sie zur Seite eines lieblicheren Schattens gegangen, als dem des Dichters Sordello von Mantua? Ah! Sie zweifeln an dem phantaſtiſchen Italien. Wohlan! möge Roſſini Ihnen ſeine Partitur geben, ich werde Ihnen Ihr Gedicht geben! . . .

— Sie?

— Ja, ich; habe ich Ihnen nicht geſagt, daß in meiner Familie ſelbſt die Erinnerung an eine ſchaurige Geſchichte lebte?

— Nun denn! erzählen Sie ſie mir.

— Nein, denn hier kennt ſie Jedermann; aber, ich wiederhole es, möge Roſſini Ihnen ſeine Partitur ſenden, ich werde Ihnen meine Geſchichte ſenden.

— Und wann das?

— Morgen früh.

— Gut! ſagte Roſſini. Ich werde heute Abend, bevor ich zu Bett gehe, die Ouverture ſchreiben.

Indem er hierauf ſein Glas erhob, ſagte er:

—Auf das Gelingen der Oper die Studenten von Bologna.

Jeder antwortete ihm unter lautem Gläserklirren und feurigen Wünschen.

Es war während des ganzen Abendessens nur noch die Rede von diesem schönen Plane.

Um zehn Uhr stand man vom Tische auf. Rossini setzte sich an das Piano und improvisirte die Ouverture.

Unglücklicher Weise vergaß er sie niederzuschreiben.

Am folgenden Tage empfing ich die Geschichte.

Ich habe niemals von der Partitur sprechen hören.

Was nun die Geschichte anbelangt, hier ist sie.

II.

Der Schwur.

Am 1. December des Jahres 1703, unter der Regierung des Papſtes Clemens XI., verließen gegen vier Uhr Abends drei junge Leute, welche leicht als Studenten der Univerſität Bologna zu erkennen waren, die Stadt durch das Thor von Florenz und wanderten nach dieſem reizenden Friedhofe, der auf den erſten Blick weit eher das Ausſehen eines angenehmen Spazierganges, als das eines Leichenfeldes bietet. Alle drei gingen, in weite Mäntel gehüllt, raſchen Schrittes, und indem ſie hinter ſich blickten, wie Jemand, welcher fürchtet, daß man ihm folgt.

Der eine von ihnen verbarg Etwas unter ſeinen Mantel, und es war leicht zu ſehen, daß das, was er verbarg, ein Paar Degen waren.

An dem Friedhofe angelangt, wandten ſich die drei jungen Leute, ſtatt ihren Weg bis nach dem Eingange

fortzuſetzen, zur Rechten und gingen an der ſüdlichen Seite der Mauer entlang; hierauf, zu dem äußerſten Ende dieſer Mauer gelangt, wandten ſie ſich plötzlich zur Linken, und fanden an die öſtliche Seite gelehnt drei andere junge Leute, von denen zwei ſaßen und einer ſtand; dieſe drei jungen Leute ſchienen ſie zu erwarten.

Als ſie die zuletzt gekommenen erblickten, ſtanden die beiden ſitzenden jungen Leute auf, und der, welcher ſtand, verließ die Mauer. Alle drei gingen denen entgegen, welche kamen.

Alle drei waren gleichfalls in ihre Mäntel gehüllt, und das untere Ende eines der Mäntel war durch die Spitze von zwei Degen erhoben.

Vier der jungen Leute ſetzten ihren Weg fort, bis ſie ſich erreicht hatten.

Die beiden andern blieben zurück, jeder auf ſeiner Seite, ſo daß, als die vier Studenten ſich erreicht und eine Gruppe gebildet hatten, die beiden Einſamen ſich jeder zwanzig Schritt weit von der Gruppe, und dem zu Folge vierzig Schritte weit von einander befanden.

Die vier jungen Leute ſprachen einen Augenblick lang auf die lebhafteſte Weiſe mit einander, während von den beiden einſamen jungen Leuten, welche der Beſprechung fremd ſchienen, der eine den feuchten Boden durchlöcherte, indem er ſich auf ſeinen Stock lehnte, und der andere mit ſeinem Stöckchen die Köpfe der Diſteln abſchlug.

Zwei bis drei Male wurde die Beſprechung unterbrochen, und bei jedem Male trennte ſich die Gruppe der Mitte, um eine doppelte Gruppe zu bilden, von der die

beiden abgesonderten jungen Leute für den Augenblick die Hauptpersonen wurden.

Bei jedem Male konnte man diese bestimmte Zeichen der Weigerung machen sehen, was bedeutete, daß sie sich nicht an die Meinung ihrer Gefährten anschlössen oder nicht in ihre Forderung willigten.

Als sich endlich die Unterhandlungen in die Länge zogen und keine mögliche Ausgleichung in Güte zu bieten schienen, nahmen die jungen Leute, welche die Degen trugen, sie unter ihren Mänteln hervor, und übergaben sie der Untersuchung ihrer Begleiter.

Die Degen wurden nun mit der größten Aufmerksamkeit untersucht. Es war augenscheinlich, daß man über die größere oder geringere Gefährlichkeit unterhandelte, welche aus der Form der Waffen für die Wunden hervorgehen mußte. Endlich, da man sich nicht über die zu treffende Wahl verständigen konnte, warf man ein Geldstück in die Luft, damit die Wahl der Degen das Resultat des Zufalles wäre.

Der Zufall entschied, die nicht bezeichneten Degen wurden bei Seite gelassen; man gab den beiden alleinstehenden jungen Leuten einen Wink, welche sich näherten, sich mit dem Kopfe ein leichtes Zeichen der Höflichkeit machten, und ihren Rock und ihre Weste auszogen.

Hierauf steckte der eine seinen Stock in die Erde, und der andere warf sein Stöckchen auf seine Kleider.

Beide näherten sich.

Nun überreichte ihnen einer ihrer Begleiter jedem ei-

nen Degen bei dem Griffe, kreuzte die beiden Spitzen, und ſprach, indem er ſich zurückzog, das Wort aus:

— Voran!

Beide fielen auf der Stelle aus, und vereinigten ihre Degen bis an das Gefäß.

Beide thaten zugleich einen Schritt zurück, und befanden ſich ausgelegt.

Beide waren von ziemlich gleicher, aber von nur geringer Stärke.

Nach Verlauf einiger Sekunden verſchwand der Degen des einen faſt gänzlich in dem Körper ſeines Gegners.

— Getroffen! ſagte der, welcher den Stoß geführt hatte, indem er einen Sprung zurückthat und ſeinen Degen ſenkte, ohne ſich indeſſen außer Deckung zu ſetzen.

— Nein, ſagte der Andere, nein.

— Doch.

Und der, welcher zuletzt geſprochen hatte, betrachtete die Klinge ſeines feuchten und bis auf das Drittel der Länge gerötheten Degens.

— Es iſt Nichts, es iſt Nichts, ſagte der Verwundete, indem er einen Schritt vorthat, um ſich ſeinem Feinde zu nähern.

Aber bei dieſer Bewegung drang ein Strom von Blut aus ſeiner Wunde, die Hand, welche den Degen hielt, ſtreckte ſich, der Degen fiel zu Boden. Der Verwundete huſtete mit Mühe und wollte ausſpeien, aber er hatte nicht die Kraft dazu. Nur röthete ein blutiger Schaum ſeine Lippen.

Zwei der jungen Leute waren Studenten der Chirurgie.

— Ah! den Teufel! äußerten ſie, als ſie dieſe Symptome ſahen, welche andeuteten, daß die Wunde gefährlich wäre.

In der That, faſt ſogleich neigte der der beiden Kämpfenden, welcher getroffen worden war, den Kopf auf ſeine Bruſt, wankte, drehte ſich halb um ſich ſelbſt, indem er die Luft mit ſeinen Armen ſchlug, und fiel mit einem Seufzer zu Boden.

Die beiden Studenten der Chirurgie fielen über den Körper ihres Kameraden her, indem der eine ſein Beſteck bereits geöffnet hatte und ſeine Lancette in der Hand hielt, um dem Verwundeten zur Ader zu laſſen.

Aber der Andere, welche den Aermel aufgeſchürzt hatte, ließ den Arm zurückſinken, indem er ſagte:

— Es iſt unnöthig, er iſt todt!

Bei dieſem Worte erbleichte der, welcher ſtehen geblieben war, gräßlich und wie als ob er ſelbſt ſterben würde.

Er warf ſeinen Degen fort und that einen raſchen Schritt auf die Leiche ſeines Feindes zu; aber die beiden Zeugen hielten ihn zurück.

— Ruhig, ruhig, ſagte der eine von ihnen, es iſt ein Unglück, aber da es unwiederbringlich iſt, ſo handelt es ſich nicht darum zu jammern, ſondern die Grenze zu erreichen; haſt Du Geld?

— Vielleicht ſieben bis acht Thaler.

Jeder ſuchte in ſeiner Taſche.

— Hier, nimm, ſagten vier Stimmen zu gleicher Zeit, und rette Dich ohne eine Minute zu verlieren.

Der junge Mann zog ſeine Weſte, ſeinen Rock und ſeinen Mantel wieder an.

Und nachdem er die Hand der Einen gedrückt und die Andern, je nach dem Grade der Freundſchaft, in welchem er mit jedem ſtand, umarmt hatte, eilte er in der Richtung der Apenninen davon, und verſchwand bald in den erſten Schatten der Nacht.

Die Blicke der vier jungen Leute waren ihm bis zu dem Augenblicke ſeines Verſchwindens gefolgt.

— Jetzt, ſagte der eine von ihnen, und Antonio?

Aller Augen richteten ſich auf die Leiche.

— Antonio?

— Ja. Was wollen wir mit ihm anfangen?

— Bei Gott! ihn in die Stadt zurücktragen. Wir werden ihn hoffentlich nicht hier laſſen!

— Nein, gewiß nicht; aber was werden wir ſagen?

— Das iſt ſehr einfach. Wir werden ſagen, daß wir alle Vier außerhalb der Stadt ſpazieren gingen, als wir plötzlich Antonio und Hector erblickt haben, welche ſich ſchlugen. Wir ſind herbeigeeilt, aber bevor wir ſie erreicht, wäre Antonio todt zu Boden geſunken, und Hector hätte die Flucht ergriffen. Nur werden wir ſagen, daß er in der Richtung von Modena entflohen ſei, ſtatt zu ſagen, daß er nach den Apenninen entflohen iſt; die Abweſenheit Hectors wird uns Recht geben.

— Gut!

Als dieſe Erzählung einſtimmig angenommen war,

verbarg man das zweite Paar Degen in dem Geſtrüpp, wickelte den Todten in ſeinen Mantel, und trug ihn nach der Stadt zurück.

An dem Thore der Stadt machten die jungen Leute die verabredete Erklärung, und nahmen vier Träger; man legte Antonio auf eine Sänfte und brachte ihn nach ſeiner Wohnung.

Uebrigens war die Hälfte des Schmerzes den jungen Leuten erſpart. Antonio war Venetianer; ſeine Familie wohnte nicht in Bologna; ein Brief würde die traurige Nachricht überbringen, und einer der jungen Leute, ſelbſt ein Venetianer, der die Familie Antonios kannte, wurde beauftragt, dieſen Brief zu ſchreiben.

Dieſer junge Mann war einer von den dreien, welche wir aus dem Thore von Florenz haben kommen ſehen; er nannte ſich Beppo von Scamozza; der zweite war von Velletri und nannte ſich Gaetano Romanoli; der dritte war der, welcher auf dem Kampfplatze geblieben war. Wir haben von dem Todten alles das geſagt, was wir von ihm zu ſagen hatten. Folgen wir den Lebendigen bis in das kleine Zimmer, das ſie im dritten Stockwerke vom Hauſe eines Bürgers bewohnten, der ein Geſchäft daraus machte, Studenten zu beherbergen.

Es ſchlug ſieben Uhr Abends auf der Kirche Sanct Domenico, als die beiden jungen Leute, indem ſie ihre Mäntel auf das ihnen gemeinſchaftliche Bett warfen, ſich einander gegenüber an die beiden Seiten eines Tiſches ſetzten, auf welchem eine jener dreiarmigen Lampen brannte, welche noch in unſeren Tagen zur Erleuchtung der Häuſer

in Italien dienen, und die zu der Zeit, wo ſich dieſe Geſchichte zutrug, noch bei Weitem mehr gebräuchlich waren, als ſie es heut zu Tage ſind.

Ein einziger Arm brannte und warf einen ſchwachen Schein in das Zimmer.

Sagen wir einige Worte über dieſe beiden jungen Leute, an welche ſich das Intereſſe der Ereigniſſe feſſeln wird, die wir erzählen.

Wie wir geſagt haben, nannte ſich der eine Beppo von Scamozza und war Venetianer.

Der Andere, Gaetano Romanoli, war Römer.

Beppo hatte ſein zwei und zwanzigſtes Jahr zurückgelegt. Er war der natürliche Sohn eines vornehmen Herrn, der ihm ein kleines Vermögen von ſechs bis acht Tauſend Livres Einkünfte geſichert hatte, indem er ihn frei und allein in dem Leben ließ.

Der Andere gehörte dagegen einer Familie rechtſchaffener Kaufleute an, welche in Rom ein Handelshaus hielten, und in Velletri eine Villa beſaßen. In dieſer Villa war Gaetano geboren.

Die verſchiedene Stellung der beiden jungen Leute in der Welt, in welche ſie der Zufall geworfen hatte, hatte großen Einfluß auf den Geiſt, und ich mögte faſt ſagen, auf das äußere Ausſehen jedes von ihnen gehabt; die Züge ändern das Geſicht, und was ſind die Züge? der äußere Ausdruck der inneren Gefühle. Nehme man von zwei Kindern daſſelbe Geſicht in dem Augenblicke ihrer Geburt an, und laſſe man dieſe beiden Kinder, das eine von der traurigen, das andere von der fröhlichen Seite, das eine

von Unglück, das andere von Glück umgeben, in das Leben eintreten, und mit fünf und zwanzig Jahren werden dieſe beiden Geſichter, welche ehedem einander ähnlich waren, einen ſehr verſchiedenen Ausdruck haben.

Allein, ohne Familie, von Fremden erzogen, war Beppo faſt in dem Leben verbannt. Von ſeiner Kindheit an hatte er jenes Brod mit bitterem Salz gegeſſen, von dem Dante ſpricht; er war groß, hager, bleich, ſchwermüthig; ſeine Haare, welche er dem Gebrauche der Zeit gemäß lang trug, fielen in ſchwarzen Locken auf ſeine Schultern herab; den eleganten Kleidern, welche ſein kleines Vermögen ihm zu tragen erlaubt hätten, zog er Kleider von dunkler Farbe und ohne Stickerei vor; wahr iſt es, daß ihr Schnitt der Einfachheit derſelben zu Hilfe kam, und daß Beppo von Scamozza unter dem am wenigſten glänzenden Stoffe immer einem großen Herrn glich.

Was Gaetano Romanoli anbelangt, ſo war er ein luſtiger Student von zwanzig Jahren, der Jurisprudenz in der Abſicht ſtudirte, Advokat zu werden, um ſeiner Schweſter Bettina, welche er anbetete, alle die Vortheile zu überlaſſen, welche ihr zur Zeit ihrer Verheirathung die Abtretung des väterlichen Handlungshauſes gewähren konnten. In ſeiner Familie, in Mitte aller dieſer Aufmerkſamkeiten erzogen, deren die Kindheit und die Jugend Beppos beraubt geweſen war, hatte Gaetano das Daſein immer von ſeiner heiteren Seite aufgefaßt und dem Leben zugelächelt, das ihm zulächelte. Er war ein ſchöner junger Mann mit gebräunten Wangen, aber voll Friſche und Jugend: mit gerader Naſe, feurigen Augen und weißen

Zähnen, welche ein offenherziges und vertrautes Lächeln entblößte.

Wie hatten ſich dieſe beiden ſo entgegengeſetzten Charaktere gewiſſer Maßen verſchmolzen? Wie war die Freundſchaft des ſchwermüthigen Beppos und des luſtigen Gaetanos ſprüchwörtlich geworden? Wie hatten ſie nur ein Zimmmer, nur einen Tiſch, und dem alten Herkommen der Waffenbrüder gemäß, nur ein Bett? Das iſt eines jener Geheimniſſe der Anziehungskraft, die ſich nur durch jene Sympathie der Contraſte erklären, welche bei Weitem häufiger ſind, als man es glaubt, und die oft die Kraft mit der Schwäche, die Traurigkeit mit der Fröhlichkeit, die Sanftmuth mit der Heftigkeit vereinigen.

Die beiden jungen Leute blieben einen Augenblick lang einander tiefſinnig gegenüber.

Aber indem Beppo zuerſt den Kopf erhob, fragte er:

— Woran denkſt Du?

— Ach! antwortete Gaetano, ich denke an etwas Schreckliches; nämlich, daß das, was heute Abend dem armen Antonio begegnet iſt, einem von uns begegnen konnte, und daß wir für immer getrennt wären.

— Wie ſonderbar, ſagte Beppo, ich hatte gerade denſelben Gedanken.

— Und, fuhr Gaetano fort, indem er ſeinem Freunde die Hand reichte, daß mein ſüßeſter Traum zerſtört wäre.

— Von welchem Traume ſprichſt Du?

— Von der Hoffnung, von der ich Dir gar oft ge-

ſprochen habe, die aus uns mehr als zwei Freunde, die aus uns zwei Brüder machen ſoll.

— O! ja, ſagte Beppo ſchwermüthiger Weiſe, Bettina!

— Wenn Du wüßteſt, wie ſchön ſie iſt, Beppo! wenn Du wüßteſt, wie ſie Dich liebt . . .

— Thor! wie ſollte ſie mich lieben? ſie hat mich niemals geſehen.

— Hat ſie Dich nicht durch meine Augen geſehen? kennt ſie Dich nicht durch meine Briefe?

Beppo zuckte die Achſeln.

— Höre, ſagte Gaetano, ich wette Eines.

— Was?

— Sie hat Dich niemals geſehen, das iſt wahr.

— Nun denn! weiter?

— Nun denn! ich wette, daß, wenn der Zufall es wollte, daß ſie Dir begegnete, ſie Dich erkennen würde.

— Geh doch! Wozu außerdem alle dieſe ſchönen Pläne machen? Du weißt wohl, daß Dein Vater Bettina niemals einem Andern, als einem Kaufmanne geben wird.

— Du biſt bei Weitem mehr als ein Kaufmann, Du biſt ein Edelmann.

— Ein ſchöner Edelmann, der einen Querbalken auf ſeinem Wappen führt, ſagte Beppo, indem er den Kopf ſchüttelte. Nein, mein lieber Gaetano, folge mir, machen wir keine andern Träume als die, welche in Erfüllung gehen können.

— Welche?

— Zuvörderſt den, uns niemals zu verlaſſen. O! ſei unbeſorgt, dieſer wird Nichts in Deinem Leben ſtören, ſo lange als Deine Freundſchaft für mich dauern wird. Ich kann Dir überall hin folgen; ich habe keine Familie, kaum habe ich ein Vaterland. Was liegt mir an den Leuten, mit denen ich lebe, an den Orten, welche ich bewohne? Wenn Du aufhörſt, mich zu lieben, wenn ich Dir zur Laſt werde, ſo wirſt Du mir es ſagen; dann werden unſere Körper getrennt ſein, weil unſere Herzen nicht mehr mit einander ſchlagen.

— Ah ſo, aber! wo der Teufel ſuchſt Du alle dieſe Schwermuth auf, die Du da ausſprichſt? rief Gaetano aus. Glaube mir, mein Freund, wenn Du wie ich denkſt, ſo wird uns nur Eines trennen.

— Was?

— Der Tod!

— Nun denn! wenn Du wie ich denkſt, Freund, ſagte Beppo, ſo wird uns nicht einmal der Tod trennen.

— Erkläre Dich.

— Glaubſt Du, daß uns irgend Etwas von uns überlebt?

— Die Religion verſpricht es; das Herz ſagt es uns.

— Glaubſt Du wirklich an die Unſterblichkeit der Seele?

— Ich glaube daran.

— Nun denn! Freund, wir haben uns nur durch einen Schwur zu verpflichten, durch einen jener Schwüre, welche die Seele und den Leib verpflichten, und wenn einer von uns beiden ſtirbt, ſo wird der Leib allein den

Leib verlaſſen haben, die Seele wird ihrer Freundſchaft treu bleiben, denn das, was in uns liebt, iſt nicht der Leib, ſondern die Seele.

— Glaubſt Du, daß das, was Du mir vorſchlägſt, keine Gotteslästerung iſt? fragte Gaetano.

— Ich glaube nicht, daß man Gott dadurch erzürnt, daß man dem Tode das reinſte Gefühl zu entziehen ſucht, das es in dem Menſchen gibt, die Freundſchaft!

— Wohlan! es ſei, ſagte Gaetano, indem er ſeinem Freunde die Hand reichte, auf dieſer Welt und in der andern, Beppo!

— Warte, ſagte dieſer.

Er ſtand auf, holte ein über dem Bette hängendes Krucifix und ſtellte es auf den Tiſch.

Hierauf ſtreckte er die Hand aus, legte ſie auf das heilige Bild und ſagte:

— Bei dem Blute unſeres Heilandes ſchwöre ich meinem Bruder Gaetano Romanoli, daß wenn ich zuerſt ſterbe, an welchem Orte mein Leib auch fallen, mein Athem auch erlöſchen, mein Leben aufhören möge, meine Seele zu ihm zurückkehren und ihm Alles das ſagen wird, was erlaubt iſt, von dieſem großen Geheimniſſe, das man Tod nennt, zu ſagen.

Und dieſen Schwur, fügte Beppo hinzu, indem er einen Blick voll Glauben und voll Frömmigkeit gen Himmel erhob, dieſen Schwur lege ich in der Ueberzeugung ab, daß er in Nichts die Grundſätze der katholiſchen, apoſtoliſchen und Römiſchen Religion verletzt, in der ich geboren bin, und in der ich zu ſterben hoffe.

Gaetano legte nun auch die Hand auf das Kruciſix, indem er denſelben Schwur wiederholte, dieſelben Worte nachſprach.

Gerade in dem Augenblicke, wo er das letzte Wort von dem von Beppo ausgeſprochenen Schwure ſprach, klopfte man an die Thüre.

Die beiden jungen Leute umarmten ſich, und riefen dann beide zugleich:

—Herein!

III.

Die beiden Studenten von Bologna.

Es trat ein Mann ein, der einen Brief in der Hand hielt.

Dieſer Mann war der Bediente des Directors der Briefpoſt.

Die Briefpoſt von Rom kam in Bologna am Abend an, und gewöhnlich empfing man die Briefe erſt am folgenden Morgen. Aber indem der Poſtmeiſter im Voraus die Briefe in die verſchiedenen Fächer ordnete, in denen ſie die Perſonen erwarten ſollten, an die ſie beſtimmt waren, hatte er einen an ſeine Adreſſe erkannt; er hatte ihn aufgebrochen und in dieſem Briefe einen andern gefunden, welchen man ihn bat, auf der Stelle Gaetano Romanoli, Studenten in Bologna, zukommen zu laſſen.

Der junge Mann war dem Poſtmeiſter bekannt, der ſich beeilte, ihm dieſes Schreiben zukommen zu laſſen, das ſo dringend zu ſein ſchien.

Gaetano nahm es aus den Händen des Boten, dem er ein Geldstück gab; hierauf näherte er sich ganz wankend der Lampe.

— Was hast Du? fragte ihn Beppo, Du erbleichst.

— Ein Brief meiner Schwester, murmelte Gaetano, indem er sich den Schweiß abtrocknete, der auf seiner Stirn perlte.

— Nun denn! was gibt es dabei zu erbleichen, zu zittern?

— Es ist dem Hause ein Unglück zugestoßen, sagte Gaetano.

— Und woran siehst Du das?

— Ich kenne Bettina so gut, sagte Gaetano, daß ich bei der einfachen Untersuchung ihrer Handschrift errathe, unter dem Eindrucke welchen Gefühles sie mir schreibt. Ich habe nicht nöthig, den Brief aufzubrechen, um zu wissen, ob er traurig, fröhlich oder ruhig ist. Die Adresse sagt mir Alles.

— Und dieses Mal sagt Dir die Adresse? . . . begann Beppo wieder, indem er einen besorgten Blick auf den Brief warf.

— Dieses Mal sagt mir die Adresse, daß Bettina mir weinend geschrieben hat.

Da, sieh die beiden ersten Buchstaben meines Familiennamens, ein Schluchzen hat sie unterbrochen.

— O! Du irrst Dich, sagte Beppo.

— Lies Du selbst, antwortete Gaetano, indem er den Brief seinem Freunde gab, sich setzte und seinen Kopf mit einem Seufzer zwischen seine beiden Hände sinken ließ.

Beppo brach den Brief auf; aber bei den erſten Zeilen zitterte ſeine Hand und ſeine Augen ſenkten ſich traurig auf Gaetano.

Es war leicht zu ſehen, daß dieſer hinter ſeinen Händen weinte.

— Muth, Freund, ſagte Beppo mit ſanfter Stimme und indem er ſeine Hand auf die Schulter ſeines Freundes legte.

Gaetano erhob ſeine Stirn wieder. Thränen rollten längs ſeiner Wangen herab.

— Ich habe Muth, ſagte er. Was hat ſich zugetragen? Sprich.

— Dein Vater iſt ſehr krank und wünſcht Dich vor ſeinem Tode zu ſehen.

— Dann iſt er nicht geſtorben? rief Gaetano mit einem Blitze der Freude aus.

— Nein.

— Du täuſcheſt mich nicht?

— Lies vielmehr.

Gaetano nahm den Brief und las.

— Wann werden wir abreiſen? ſagte Beppo.

— Du frägſt mich, wann ich abreiſe, Freund, denn Du bleibſt hier.

— Warum ſollte ich hier bleiben, wenn Du abreiſeſt?

— Weil Du in drei Tagen Dein Doctorexamen machſt, weil Deine Theſis gedruckt iſt, weil Deine Geſchenke an die Profeſſoren geſandt ſind.

— Nun denn, wir verſchieben das bis zu unſerer Rückkehr.

— Nein, denn wenn Gott es will, ſo wirſt Du nicht zurückkehren, Beppo.

— Demnach willſt Du alſo, daß ich Dich allein abreiſen laſſe?

— Sobald Deine Theſis durchgegangen, wirſt Du mir nachkommen. Wenn wir das Glück haben, meinen armen Vater zu retten, Du wirſt uns beiſtehen, ihn zu retten, ſo wird er Dich am Ende ſeiner Geneſung als zur Familie gehörig betrachten; wenn er ſtirbt, ſo biſt Du es bereits; ſieh, ſagt Bettina nicht an dem Ende ihres Briefes: Tauſend Zärtlichkeiten an unſern lieben Bruder Beppo?

— Ich will es machen wie Du willſt, Gaetano. Indeſſen, überlege.

— Ich habe überlegt, ich reiſe heute Abend, auf der Stelle ab; Du reiſeſt in drei Tagen; nur hilf mir einen Wagen zu finden, damit wir uns erſt ſo ſpät als möglich verlaſſen.

— Laß uns gehen! ſagte Beppo.

Gaetano that einige Wäſche und einen Anzug in einen Nachtſack, nahm alles Geld, welches er hatte, ſteckte ſeine Piſtolen in ſeine Taſchen, und mit ſeiner Karte als Student als Paß verſehen, ging er hinab, um einen Wagen zu ſuchen.

Der junge Mann fand das, was er ſuchte, in dem Poſthauſe ſelbſt. Gaetano ſollte die Kutſche bei dem Poſt-

meiſter in Rom laſſen, der ein Verwandter von dem in Bologna war.

Nach Verlauf von zehn Minuten waren die Pferde angeſpannt.

Als er ſeinen Freund in den Wagen ſteigen ſah, beſtand Beppo von Neuem darauf, mit ihm abzureiſen, aber Gaetano war unerſchütterlich; er wandte die Theſis vor, wiederholte Beppo zehn Male, daß es nur eine Trennung von drei Tagen wäre, ſonſt Nichts, da er am dritten Tage Abends gleichfalls abreiſen würde.

Beppo gab nach.

Die Kutſche ſetzte ſich in Bewegung, der Poſtillon ließ ſeine Peitſche knallen, die Pferde trabten davon, die beiden Freunde wechſelten noch ein Lebewohl aus.

Beppo wartete, bis die Kutſche verſchwunden war, und als das Rollen der Räder, welches Gaetanos Anweſenheit bei ihm noch zu verlängern ſchien, aufgehört hatte, ſtieß er einen Seufzer aus und kehrte mit herabhängenden Armen und geſenktem Kopfe nach Haus zurück.

Die Traurigkeit, welche ſich Beppos bemächtigte, als er in das einſame Zimmer zurückkehrte, in welchem Alles die kürzliche Gegenwart des Freundes bezeugte, der ihn ſo eben verlaſſen hatte, war eine Empfindung, die wir nicht zu ſchildern verſuchen wollen.

Er ſetzte ſich an den Tiſch, an welchem noch der leere Stuhl ſtand, auf welchem eine Stunde zuvor Gaetano geſeſſen hatte; dann, da er beſchloſſen hatte, nicht zu Bett zu gehen, ſo holte er ſeine Bücher, ſeine Dinte und ſein Papier und begann zu arbeiten.

Aber, wie ſonderbar, während ſeiner Arbeit erloſch drei Male ſeine Lampe, nicht plötzlich, nicht durch einen Zufall, ſondern von ſelbſt, wie ein Mund, der aufhört, Athem zu holen, wie eine Seele, die davon flieht.

Drei Male zündete ſie Beppo wieder an, indem er ſich verſicherte, daß ſie nicht aus Mangel an Oel erloſchen wäre, denn mit Anbruch des Tages war ſie noch halb voll.

Beppo war abergläubiſch, wie es alle ſchwermüthigen Seelen ſind. Sein Bedauern, Gaetano verlaſſen zu haben, wurde faſt ein Gewiſſensvorwurf, ſeine Traurigkeit faſt eine Verzweiflung.

Außerdem fand durch ein ſeltſames Zuſammentreffen dieſes dreimalige Erſterben der Lampe ſtatt, während Beppo, der, wie wir geſagt haben, es übernommen hatte, den Eltern Antonios dieſe traurige Nachricht mitzutheilen, an dieſe ſchrieb.

Der Tag brach an, ohne daß ſich Beppo zu Bett gelegt hatte. Beppo hatte auf den Tag gerechnet, um ſich von ſeinen traurigen Gedanken abzuſondern, aber der Tag ſelbſt war traurig wie ein Wintertag, und obgleich der junge Mann ſich zu arbeiten bemühte, ſo vermogte ihn doch die Arbeit nicht einen Augenblick lang von dem beſtändigen Gedanken zu zerſtreuen, daß Gaetano irgend eine Gefahr liefe.

In der That, der Weg von Bologna nach Rom iſt lang, und noch heut zu Tage nicht ſehr ſicher für die Reiſenden, welche des Nachts mit der Poſt fahren, um wie viel mehr zu der Zeit, wo ſich die Ereigniſſe zutrugen,

welche wir erzählen. Wie sehr sich Gaetano auch beeilen mogte, so konnte sein Freund doch berechnen, daß er den Weg von Bologna nach Rom nicht in weniger als sechszig Stunden zurücklegen könne, und da er am Abend abgereist war, da er sich nicht aufhalten wollte, da Beppo wußte, daß er unter keinem Vorwande sich aufhalten würde, so hatte er drei Nächte der Gefahr Trotz zu bieten.

Der Tag verfloß voll Traurigkeit und endigte sich noch weit trauriger. Antonios Begräbniß war für den Abend festgesetzt; es fand bei Fackelschein statt, wie das der Gebrauch in Italien ist, und die ganze Universität von Bologna, mit Ausnahme seines Mörders und Gaetanos, folgte dem Leichenzuge.

Gegen eilf Uhr kehrte Beppo so ermüdet in sein Zimmer zurück, daß er nicht einmal gegen den Schlaf zu kämpfen versuchte, und, nachdem er sich zu Bett gelegt, schlief er fast sogleich ein.

Aber kaum war seine Lampe erloschen, kaum waren seine Augen geschlossen, kaum hatte seine Denkkraft ihre Klarheit verloren, als Beppo einen Schrei ausstieß, aus seinem Bette sprang, und tappend nach seinem Degen eilte.

Es schlug eilf Uhr auf der Kirche Sant Domenico.

Indessen, nach einem Augenblicke der Ueberlegung, zündete Beppo seine Lampe wieder an, und setzte sich bleich und tiefsinnig auf sein Bett, ohne seinen Degen loszulassen.

Er hatte geträumt, daß Gaetano, auf einer Heerstraße angehalten, sich in Mitte von ein Dutzend Männern

mit widrigen Geſichtern wehrte. Er hatte den doppelten Knall ſeiner beiden Piſtolen zu hören geglaubt, und, ganz wachend, wie er es jetzt war, ſummte noch eine Stimme an ſeinen Ohren, welche um Hilfe rief.

Nach Verlauf einiger Augenblicke ſchien indeſſen ſeine Vernunft den Sieg über dieſen Schrecken davon zu tragen, den Nichts motivirte; er legte ſich wieder zu Bett und ſchlief wieder ein.

Aber ſein Traum ſetzte ſich fort wie eine angefangene Handlung, die ſich vollendet. Er ſah Gaetano an dem Rande des Weges ausgeſtreckt liegen, von einer Wunde im Herzen getroffen.

Dann endlich, in Mitte einer öden Gegend, in mit Schnee bedeckten Gebirgen, ein friſch zugeworfenes Grab, deſſen ſchwarzer Hügel allein den weißen Mantel des Winters befleckte.

Als Beppo nach dieſem dritten Traum erwachte, war der Tag angebrochen.

Dieſer war der Tag, an welchem er ſeine Prüfung beſtehen ſollte; aber ſtatt ihm ſeine beſchloſſene Beſtimmung zu laſſen, ſtand der junge Mann auf, legte ſeine Reiſekleider an, nahm gleichfalls ſeine Waffen und ſeinen Geldbeutel, kaufte das kräftigſte Pferd, das er finden konnte, und brach auf, um Gaetano einzuholen oder zum Mindeſten Nachrichten von ihm zu erhalten. Er war entſchloſſen, Tag und Nacht zu reiſen, indem er den Weg einſchlug, den Gaetano eingeſchlagen hatte. Wenn ſein Pferd ihn nicht mehr würde tragen können, ſo wollte er ein anderes kaufen oder miethen.

In Folge dieſes Entſchluſſes ritt er ſeit dem Morgen um ſieben Uhr bis um zehn Uhr Abends ohne andere Unterbrechung, als einen Halt von einer halben Stunde in Lojono; am Abend hätte er ſeinen Weg wohl fortſetzen mögen, aber ſein Pferd ſträubte ſich dagegen. Es hatte fünfzig Meilen zurückgelegt, und bedurfte einige Stunden Ruhe.

Beppo war daher, wie wir geſagt haben, gezwungen, um zehn Uhr Abends in Monte Carelli anzuhalten, einem kleinen, mitten in den Apenninen gelegenen Dorfe.

Er kehrte in einem kleinen Wirthshauſe ein, in welchem gewöhnlich nur Maulthiertreiber logirten, und nachdem er der Pflege ſeines Pferdes, mit dem er ſich vor allen Dingen beſchäftigte, alle mögliche Sorgfalt gewidmet hatte, dachte er an ſich und verlangte ein Abendeſſen.

Da man leicht ſah, daß der junge Mann einer höheren Klaſſe von Reiſenden angehörte, als die war, welche gewöhnlich in dem Wirthshauſe von Porta-Roſſa einkehrte, ſo deckte man ihm ſeinen Tiſch in einem beſondern Zimmer.

Dieſes beſondere Zimmer war ein kaum durch eine ſchlechte Lampe erleuchteter Saal des Erdgeſchoſſes, in welchen Beppo eine alte Frau hatte eintreten laſſen, während man in ſeiner Gegenwart ein Eſſen bereitete, das aus zwei Coteletten und einem Omelet mit Schlackwurſt beſtehen ſollte.

Während alle dieſe Vorbereitungen getroffen wurden, ging der junge Mann voll Angſt auf und ab, indem er auf das Klirren ſeines Degens horchte, der ſeine Beine

ſchlug. Endlich kamen die beiden erwarteten Schüſſeln. Die Alte beendigte ihr Werk, indem ſie ein Glas und eine Flaſche auf den Tiſch ſtellte, fragte Beppo, ob er ſonſt Etwas nöthig hätte, und auf ſeine verneinende Antwort entfernte ſie ſich, indem ſie den Reiſenden mit ſeinem Mahle allein ließ.

Beppo wollte ſchnell mit dieſer mageren Mahlzeit fertig werden, und er hoffte, daß während derſelben ſein Pferd, das man gleichfalls vor eine Krippe voll Hafer geſtellt hatte, wieder Kräfte ſammeln würde, um ſeine Reiſe fortzuſetzen. Er ſchnallte daher ſeinen Degen ab, legte ihn auf eine Truhe und ſetzte ſich.

Aber kaum hatte er Platz genommen, als er auf der andern Seite des Tiſches, ſich gegenüber, ohne zu wiſſen, durch welche Thüre er eingetreten, noch wie er gekommen war, Gaetano mit übereinander geſchlagenen Armen ſitzen ſah, der ihm traurig und mit dem Kopfe ſchüttelnd zulächelte.

Obgleich dieſer Ausdruck nicht der war, welcher gewöhnlich auf dem Geſichte ſeines Freundes ſtrahlte, ſo erkannte ihn Beppo dennoch und ſtieß einen Freudenſchrei aus.

— Ah! Du biſt es alſo, lieber Gaetano, rief er aus, indem er aufſtand, um ihn zu umarmen.

Aber er ergriff nur Luft. Seine geöffneten Arme ſchloſſen ſich, ohne Etwas berührt zu haben. Drei Male entging die Erſcheinung wie ein Dunſt den Umarmungen des untröſtlichen jungen Mannes. Und dennoch blieb das Geſpenſt ſichtbar und immer auf derſelben Stelle ſitzen.

Beppo fing an, einzuſehen, daß er mit einem Schatten zu thun hätte; — da es aber der des Mannes war, den er am Meiſten auf der Welt geliebt hatte, ſo erſchrak er darüber nicht, und fing an, ihn zu befragen.

Er erhielt nicht allein keine Antwort, ſondern die Erſcheinung erbleichte, erloſch und verſchwand auch noch allmählig.

Dieſes Mal hatte die Erſcheinung den Traum beſtätigt. Beppo dachte nur noch an Gaetano. Es mußte ſeinem Freunde irgend ein gefährlicher Unfall zugeſtoßen ſein, weil Gott ihm dieſe doppelte Warnung ſandte. Er rief ſeine Wirthin, bezahlte das Abendeſſen, das er nicht gegeſſen hatte, und indem er nach dem Stalle ging, ſattelte er ſein Pferd und brach auf.

Man hätte ſagen können, daß irgend etwas Uebernatürliches das Pferd wie den Reiter unterſtützte. Beppo ritt den ganzen übrigen Theil der Nacht, den ganzen folgenden Tag, und am Abend, nach dreimaligem, geſchickter Weiſe für ſein Thier eingerichteten Anhalten, kam er um ſieben Uhr Abends nach Aſſiſi.

Dort war er, welche Luſt Beppo auch hatte, ſeine Reiſe fortzuſetzen, gezwungen, einzukehren. Sein Pferd vermogte keinen Fuß vor den andern zu ſetzen.

Er ſelbſt bedurfte der Ruhe. Eine Nacht und zwei Tage lang war er faſt ohne anzuhalten geritten. Er verlangte ein Zimmer und legte ſich zu Bett, ohne zu Nacht zu eſſen.

Wie groß die Ermüdung des Körpers bei Beppo indeſſen auch ſein mogte, die Unruhe des Geiſtes war noch

bei Weitem größer. Die Folge davon war, daß er, obgleich er ſich zu Bett gelegt, obgleich er ſeine Lampe ausgelöſcht hatte, nicht einſchlief.

Das Fenſter ſeines Zimmers hatte weder Vorhänge, noch Läden, der Schein des Mondes drang um ſo heller durch die Fenſterſcheiben, als er ſich durch den Widerſchein des Schnees vermehrte, den Beppo einige Stunden weit vor Aſſiſi gefunden hatte. Beppo war alſo auf ſein Bett geſtützt, die Augen auf den bleichen Lichtſchein geheftet, der ſein Zimmer durchfurchte, als er plötzlich Schritte auf der krachenden Treppe hörte. Dieſe Schritte näherten ſich ſeiner Thüre. Seine Thüre ging auf. Beppo ergriff eine der auf ſeinem Nachttiſche liegenden Piſtolen und richtete den Lauf derſelben nach der Thüre.

Aber auf der Schwelle erſchien ein junger, in einem ganz mit Schneeflocken bedeckten braunen Mantel gehüllter Mann; der junge Mann ſchritt auf das Bett zu, ſchlug den Mantel zurück, der ihm einen Theil ſeines Geſichtes bedeckte, und Beppo erkannte ſeinen Freund.

Beppo warf ſeine Piſtole weg, ſtieß einen Schrei aus und wollte aus dem Bette ſpringen; aber Gaetano gab ihm einen zugleich traurigen und befehlenden Wink mit der Hand.

Beppo blieb ohne Stimme, ohne Athem, ohne Bewegung, die Augen gräßlich aufgeſperrt, in dieſer wie ein Nordlicht bleichen Nacht.

Für Beppo war es augenſcheinlich, daß es dieſelbe Erſcheinung ſei, welche ihm bereits in Monte-Carelli erſchienen war.

Das Geſpenſt legte zuerſt ſeinen Mantel ab, dann ſeine Kleider, indem es Beppo mit der Hand einen Wink gab, ihm in dem Bette ſeinen gewöhnlichen Platz einzuräumen.

Hierauf legte es ſich neben ihn.

Beppo war zugleich ſo aufgeregt und ſo erſchreckt, daß er, in dem hinteren Theile des Bettes ausgeſtreckt, auf eine ſeiner Hände geſtützt, regungslos blieb, indem er ſeinen Freund anblickte.

Dann ſagte er nach einem Augenblicke mit leiſer Stimme:

—Gaetano, biſt Du es? Sprich, antworte.

Gaetano ſchwieg fortwährend.

—Wenn Gott zuläßt, fuhr Beppo fort, daß die gewöhnlichen Geſetze der Natur geſtört ſind, ſo hat Gott einen Zweck. Sag mir, was Du willſt, Freund, und, bei unſerer Freundſchaft auf dieſer Welt, ich werde es thun.

Gaetano antwortete nicht.

—Biſt Du geſtorben, fuhr Beppo fort, und kehrſt Du in Folge des Schwures zurück, den wir uns geleiſtet haben, uns, ſelbſt nach unſerem Tode nicht, zu verlaſſen? In dieſem Falle, ſieh, Freund, ich fliehe Dich nicht.

Indem er dieſe Worte ausſprach, näherte ſich Beppo mit offenen Armen ſeinem Freunde; aber er ſtieß einen Schrei aus, er glaubte eine Statue von Eis berührt zu haben.

Etwas gleich einem Todesſchauder hatte den Körper des Lebendigen überlaufen.

Was den Todten anbelangt, ſo ſtand er mit demſel-

den traurigen Lächeln auf, das Beppo bereits auf seinen Lippen erblickt hatte, legte eines nach dem andern seine Kleider wieder an, und verließ das Zimmer, den Kopf beständig nach seinem Freunde gewendet, und indem er ihm mit der Hand eine Geberde des Abschiedes machte.

In dem Augenblicke, wo Gaetano über die Schwelle der Thüre schritt, glaubte Beppo einen langen Seufzer aushauchen zu hören.

Dann entfernte sich das Geräusch der Schritte auf der Treppe so abnehmend, wie es zugenommen hatte, als es sich näherte.

— O! zuverlässig, murmelte der junge Mann, indem er seinen Kopf auf sein Kopfkissen zurücksinken ließ, Gaetano ist gestorben! . . . gewiß gestorben!

IV.

Die beiden Studenten von Bologna.

(Fortsetzung.)

Sei es nun Ohnmacht, oder sei es Ermüdung, Beppo erwachte erst mit Tagesanbruche. Eine Nacht hatte seinem Pferde genügt, um auszuruhen, es war frisch und munter. Beppo schwang sich auf den Sattel und setzte seine Reise fort.

Bis dahin hatte er sich auf allen Posten sorgfältig erkundigt, um zu erfahren, ob nicht vierundzwanzig Stunden vorher ein junger Mann von zwanzig bis einundzwanzig Jahren, allein in einer Kutsche sitzend, von Bologna nach Rom reisend, umgespannt hätte.

Bis dahin hatte er bestimmte Nachrichten von Gaetano gehabt; in Foligno und in Spoletto, dieselbe Antwort; überall hatte man den jungen Mann gesehen, der mit seiner Karte als Student reiste; er befand sich wohl und

munter, und schien große Eile zu haben, um nach Rom zu kommen.

Indessen war die schon während des Sommers schlechte Straße durch den Schnee fast unwegsam geworden; es ging daraus hervor, daß Beppo an diesem Tage kaum Terni zu erreichen vermochte. In Strettura, das heißt, zwei Stunden von Terni, hatte der Reisende seine gewöhnliche Frage gestellt, dort war Gaetano noch gesehen worden.

Es war fünf Uhr Abends, als Beppo in Strettura ankam, und als er, nachdem er sich von der Durchkunft seines Freundes versichert, erfuhr, daß er seine Reise nach Terni fortgesetzt hätte, schickte er sich an, es eben so zu machen; aber nun schüttelte der Postmeister, an den er sich wandte, den Kopf und gab ihm den Rath, nicht weiter zu gehen, indem er sagte: zwischen zwei Ketten der Apenninen eingeschlossen, wird die Straße durch eine Räuberbande unsicher gemacht, und jeden Tag hört man irgend eine schreckliche, von diesen Elenden ausgeführte That.

Aber Beppo hatte die Lebendigen niemals gefürchtet, und der Gedanke, daß es das Gespenst Gaetanos gewesen, das ihm erschienen, hatte ihm eine hohe Kraft verliehen; er erklärte daher, daß er gleichfalls große Eile hätte, nach Rom zu kommen, und daß er keine Gefahr kenne, die im Stande wäre, ihn auf seinem Wege aufzuhalten.

Er schüttete dem zu Folge frisches Pulver auf die Pfanne seiner Pistolen, versicherte sich, daß sein Degen leicht aus der Scheide ging, gab seinem Pferde die Sporn

und ritt in das Thal, das von Strettura nach Terni führt.

In der That, keine Oertlichkeit war für einen Hinterhalt günstiger; dichte Waldungen, gleich den Maquis von Corsika, erstreckten sich bis an die Heerstraße; ungeheure Granitblöcke waren von den Bergen bis an den Weg herabgerollt. Man hätte sie für die wüste Straße halten können, von der Dante spricht, und die durch das Chaos in die Hölle führt.

Beppo erwartete mit jeder Minute angegriffen zu werden; aber gleichgültig über sein eigenes Schicksal, faßte er ruhig und kaltblütig jede Unebenheit des Bodens in's Auge, welche ihm mit einem Hinterhalte zu bedrohen schien. Kaum machte Beppo, indem er sich dem drohenden Orte näherte, die Bewegung eines Mannes, der sich auf seine Holster bückt. Sobald er ohne Anfall an dem Orte vorübergekommen war, richtete er sich wieder mit verächtlichen Lächeln gegen diese Gefahr auf, welche nicht zu wagen schien, zu ihm zu kommen.

Endlich erblickte er die Lichter der Stadt, begab sich geraden Weges nach der Post, und stellte seine gewöhnliche Frage.

Aber hier unterbrachen sich die Nachrichten; man hatte nicht allein Gaetano nicht gesehen, man konnte ihm nicht allein keine Nachrichten geben, sondern es war auch noch seit ungefähr vierzehn Tagen keine Art von Postkutsche nach Terni gekommen; das Gerücht von den von dieser Räuberbande, von welcher Beppo in Strettura hatte sprechen hören, angestellten Verheerungen machte, daß alle

vernünftigen Reiſenden wieder umkehrten, und die Straße von Aquapendente einſchlugen.

Gaetano, der bis nach Strettura gekommen, war daher nicht in Terni erſchienen. Seine Spur verlor ſich auf der Straße, welche von der erſten nach der zweiten dieſer beiden Städte führt.

Beppo hatte außerhalb Terni, auf dem von ihm verfolgten Wege, ein Gaſthaus bemerkt, das einem verlornen Poſten auf dieſem unheimlichen Wege glich. Er glaubte, daß, da dieſes Wirthshaus dem Orte näher liege, wo aller Wahrſcheinlichkeit nach Gaetano war angefallen worden, er in demſelben, ſeiner iſolirten Lage wegen, ſicherere Nachrichten von ihm erlangen könne, als in der Stadt.

Dem zu Folge kehrte er wieder um und ritt nach dieſem Wirthshauſe, welches das Schild führte: „Zum Waſſerfalle von Terni.“ Eine Poſtkutſche befand ſich in einem Winkel des Hofes. Er glaubte ſie zu erkennen und erkundigte ſich ſogleich; aber er erfuhr, daß ſie einer jungen Dame von Rom angehöre, die ihrem Bruder oder ihrem Gatten entgegenkäme, und die hier vor zwei Stunden auf die ihr gemachte Bemerkung von der Gefahr, welche ſie liefe, bei Nacht durch einen ſolchen Engpaß zu fahren, eingekehrt wäre.

Dort erkundigte ſich Beppo von Neuem nach ſeinem Freunde; aber obgleich er ſich an alle Perſonen des Hotels, von dem Herrn bis zu dem Stallknechte wandte, ſo erhielt er doch keine Nachricht über ihn.

Beppo fürchtete und ſehnte ſich zu gleicher Zeit nach dem Momente, wo er ſich allein befinden würde. Die bei-

den Erſcheinungen, welche einander in zwei Nächten gefolgt waren, die eine in Monte-Carelli, die andere in Aſſiſi, hatten ſich ſeines Geiſtes gänzlich bemächtigt; er war überzeugt, daß die Nacht nicht verfließen würde, ohne daß er Gaetano nochmals wiederſähe.

Er aß und trank Etwas in dem Gaſtzimmer, indem er dabei auf das horchte, was geſprochen wurde, und hoffte, daß er irgend Etwas über Gaetano erführe; aber obgleich die Unterhaltung ſich gänzlich um die Räuber drehete, ſo ſchien doch kein Umſtand ſich auf den Gegenſtand zu beziehen, welcher den Reiſenden allein intereſſirte.

Nun zog er ſich in ſein Zimmer zurück. — Dahin folgte ihm ſeine letzte Furcht und ſeine letzte Hoffnung. Menſchliche Mittel fehlten ihm; ohne Zweifel würden ihm übernatürliche Mittel zu Hülfe kommen.

Beppo that Nichts, um eine neue Erſcheinung hervorzurufen, noch um ſich gegen dieſelbe zu ſchützen; er kleidete ſich aus, legte ſich zu Bett, löſchte ſeine Lampe aus und entſchlief, indem er Gott die Sorge für ſeinen Leib und für ſeine Seele übergab.

Um eilf Uhr erwachte er plötzlich. Einige Sekunden verfloſſen, während welcher jene leichten Wolken in ſeinem Geiſte verſchwanden, die einen Augenblick lang den Schlummer überleben; hierauf hörte er daſſelbe Geräuſch, welches er die Nacht zuvor in Aſſiſi gehört hatte, das heißt Schritte, unter welchen eine Treppe knarrte. Dieſe Schritte näherten ſich, wie die vorige Nacht, dem Zimmer, die Thüre ging auf und Gaetano erſchien wieder.

Beppo glaubte, daß das Geſpenſt ſich wie die vorige

Nacht auskleiden und ſich zu ihm legen würde. Er fand ein trauriges Vergnügen an dieſem Zuſammenwohnen mit ſeinem todten Freunde, und wich ſchon zurück, um ihm ſeinen Platz abzutreten, als das Geſpenſt ihm einen Wink gab aufzuſtehen.

Sei es nun, daß er nicht verſtanden hatte, oder daß er unſchlüſſig war, Beppo zögerte zu gehorchen.

Nun ſchlug Gaetano ſeinen mit Schnee bedeckten Mantel zurück. Er war nackend unter dem Mantel, und an ſeiner Bruſt befand ſich eine blutende Wunde, die er ſeinem Freunde mit dem Finger zeigte. Voll Verzweiflung verſtand Beppo Alles, ſprang aus ſeinem Bette und kleidete ſich in der Eile an.

An dem Fuße des Bettes ſtehend, wartete das Geſpenſt regungslos.

Als Beppo bereit war, ſagte er:

—Hier bin ich, was befiehlſt Du?

Ohne ihm zu antworten, gab ihm Gaetano einen Wink ſich zu bewaffnen.

Beppo ſchnallte ſeinen Degen um, und ſteckte ſeine beiden Piſtolen in den Gürtel.

—Iſt es ſo recht? fragte Beppo.

Das Geſpenſt nickte mit dem Kopfe, und indem es ſeinen Freund anblickte, um zu ſehen, ob er ihm folge, ſchritt es nach der Thüre zu, indem es traurig lächelte, wie um Beppo zu ermuthigen, keine Furcht vor ihm zu haben.

Auf dieſe Weiſe verließen ſie das Wirthhaus, indem ſich alle Thüren vor ihnen öffneten, oder vielmehr, indem

das Geſpenſt überall, wo es durchkam, eine Oeffnung machte, welche zugleich für ſeinen Begleiter diente, und die ſich hinter ihnen wieder verſchloß.

Nachdem ſie ohngefähr eine Viertelſtunde lang auf der Straße gegangen waren, ſchlug das Geſpenſt einen ſchmalen Fußpfad durch Geſtrüpp und Steine ein, und Beppo mit dem Degen in der Hand, ging hinterdrein, er bemerkte voll Schrecken, daß die Schritte des Geſpenſtes ſich nicht in den Schnee eindrückten, aber daß dagegen ſein Blut eine lange Spur hinter ihm zurückließ. In der Hoffnung, daß ſein Freund ihm antworten würde, richtete Beppo zwei bis drei Male einige liebevolle Worte an ihn; aber jedes Mal, wie als ob er gefürchtet hätte, daß der Klang dieſer Worte die Anweſenheit eines lebendigen Weſens verrathen möchte, legte Gaetano ſeinen Finger auf ſeine Lippen, indem er Beppo aufforderte zu ſchweigen.

Uebrigens wurde die Anempfehlung bald unnöthig. In dem Maße, als man ſich in das Gebirge vertiefte, näherte man ſich dem Waſſerfalle, und das Rauſchen des herabfallenden Waſſers war ſo groß, daß zwei Perſonen ſich nicht hätten verſtehen können, ſo laut und ſo nahe ſie auch mit einander geſprochen hätten.

Aber Etwas überraſchte Beppo vor Allem, nämlich, daß in dem Maße, als er ſich in das Gebirge vertiefte, er die Gegend wieder erkannte, die er in ſeinem Traume geſehen hatte; endlich wurde dieſe Gegend durch den Anblick des neu aufgeworfenen Grabes vervollſtändigt, welches einen Fleck auf dieſem unermeßlichen Schneemantel bildete, der die Erde bedeckte.

Beppo bedurfte keine Erklärung mehr. Das Geſpenſt Gaetanos hatte ihn an den Ort geführt, wo er begraben worden war; er kniete vor dem Grabhügel nieder, indem er für ſeinen Freund betete. Während dieſer Zeit war das Geſpenſt ſtehen geblieben, und es ſchien Beppo, als ob es ſich mit ihm durch das Gebet vereinigte.

Als er dieſe fromme Pflicht erfüllt, ſtreckte Beppo ſeinen Degen über das Grab ſeines Freundes aus, und ſchwor ſeinen Tod zu rächen; als er hierauf mit ſeinem Degen zwei Eichenzweige abgehauen hatte, befeſtigte er ſie als Kreuz aneinander, und pflanzte dieſes Kreuz auf das Grab.

Mit Hülfe dieſer Blutſpur und dieſes Kreuzes konnte er nicht ermangeln, das Grab wieder zu erkennen und den Weg, der zu ihm führte.

Ohne Zweifel glaubte das Geſpenſt in dieſem Augenblicke, daß Beppo Alles das gethan hätte, was er zu thun hatte, denn, indem es ſich nicht um den gebahnten Weg kümmerte, ſchlug es einen andern durch die Felſen ein, indem es nachſah, ob Beppo ihm immer folgte.

Der junge Mann, der ſich durch eine übernatürliche Kraft angetrieben fühlte, folgte dem Geſpenſte, um es über das zu befragen, was er thun müßte. Das Geſpenſt war verſchwunden.

Einen Augenblick nachher hörte er ein Geräuſch von Schritten und von Stimmen, welche aus der entgegengeſetzten Richtung von der kamen, die er einſchlug.

Beppo entfernte ſich von dem Wege, und verbarg ſich hinter einem Felſen. Dort wartete er, um zu wiſſen, wer

die Perſonen wären, die ſich in der Nacht an einen ſolchen Ort wagten.

In dem Maße, als dieſe Perſonen ſich näherten, ſchien es ihm, eine weibliche Stimme zu hören.

Er irrte ſich nicht. In Mitte einer Gruppe von fünf Perſonen, welche auf dem Fußpfade gingen, den er verlaſſen hatte, und die nach der Seite von Gaetanos Grabe zuſchritten, befand ſich ein Frauenzimmer.

Die andern Perſonen waren: eine Art von Träger, der eine Fackel trug, ein Mann, nach der Art der Gebirgsbewohner der Umgegend von Rom gekleidet, und zwei andere Männer, welche Diener zu ſein ſchienen.

Das Frauenzimmer war ein junges Mädchen von kaum neunzehn bis zwanzig Jahren, ganz ſchwarz gekleidet; ihr Geſicht drückte eine außerordentliche Entſchloſſenheit aus; ſie hielt eine Piſtole in der Hand.

Die beiden Bedienten, welche zu ihrem Gefolge zu gehören ſchienen, waren jeder mit einer Büchſe und zwei Piſtolen bewaffnet.

Weder der Gebirgsbewohner, noch der Führer waren bewaffnet.

Einige Schritte weit von dem Orte angelangt, wo Beppo verſteckt war, blieb die kleine Schaar ſtehen.

Das junge Frauenzimmer weigerte ſich weiter zu gehen.

—Unglückſeliger, ſagte ſie, indem ſie ſich an den Landmann wandte, welcher der kleinen Schaar zum Führer zu dienen ſchien, ich habe eingewilligt, Dir zu folgen, denn Du haſt mir verſprochen, mich an den Ort zu führen,

wo mein Bruder wäre; wir gehen jetzt seit zwei Stunden, wo ist er?

— Haben Sie Geduld, Signora, antwortete der Mann, wir kommen an.

Und er blickte um sich, wie Jemand, der zu entfliehen sucht.

— Erinnere Dich dessen, was ich Dir gesagt habe, begann das junge Mädchen wieder in einem entschlossenen Tone und indem sie ihre Pistole zu der Höhe der Brust dieses Mannes erhob, wenn Du zu entfliehen versuchst, so bist Du des Todes.

— O! ich habe durchaus keine Lust dazu, Signora.

Und seine unruhigen Bewegungen straften seine Worte Lügen.

— Wenn er einen Schritt zurückthut, — sagte das junge Mädchen, indem sie sich an die beiden Diener wandte, — so schießt ihn nieder.

— Aber wo sind sie denn? Wo sind sie denn? — murmelte der Mann voller Verzweiflung.

— Ja, Deine Genossen fehlen Dir, — sagte das junge Mädchen. — Höre, Du bist jetzt nicht des Todes, wenn Du zu fliehen versuchst, sondern wenn Du nicht antwortest. Du bist nach Rom gekommen, Du hast mir diesen Brief meines Bruders überbracht; er war Gefangener. Die Räuber hatten sein Lösegeld auf zwanzig Tausend Thaler festgesetzt: zehn Tausend sollten Dir übergeben werden, zehn Tausend sind Dir übergeben worden; zehn Tausend sollten binnen drei Tagen von einer Person überbracht werden, welche Deinen Kameraden keine Furcht ein-

flößen könne, und dieſer Perſon ſollte mein Bruder lebendig und unverſehrt übergeben werden. Dieſe Perſon bin ich, die zehn Tauſend Thaler ſind hier. Wo iſt mein Bruder?

Bei dieſen letzten Worten hatte Beppo Alles verſtanden; er verließ ſein Verſteck, und ging gerade auf die Gruppe zu.

Das junge Mädchen glaubte an eine Ueberrumpelung, und ohne daß ſie den geringſten Schrecken zu empfinden ſchien, machte ſie eine drohende Bewegung gegen den Räuber.

Aber Beppo ſtreckte die Hand aus.

— Sie ſind Bettina Romanoli, die Schweſter Gaetano Romanoli's, nicht wahr? ſagte er.

— Ja, antwortete das junge Mädchen, indem ſie ihn hierauf aufmerkſam anblickte, ſagte ſie: und Sie ſind Beppo von Scamozza.

— Ja, Fräulein, und ich komme von Bologna in der Hoffnung, zeitig genug zu kommen, um meinem Freunde Beiſtand zu leiſten.

— Und ich von Rom mit dem Reſte der Summe, welche die Räuber verlangten, die ihn entführt hatten. Dieſer Mann, welcher ihnen den erſten Theil überbracht hatte, ſollte mich in dem Wirthshauſe zu dem Waſſerfalle von Terni erwarten, um den zweiten zu empfangen; bevor ich ihm denſelben aber übergab, habe ich verlangt, daß mein Bruder mir zurückgegeben würde. Nun hatte er mir angeboten mich dorthin zu führen, wo Gaetano mich erwartete; ich habe darein gewilligt, aber unter

der Bedingung, mich von dieſen beiden treuen Dienern begleiten zu laſſen. Seit zwei Stunden wandern wir in dem Gebirge herum; endlich bin ich in der Ueberzeugung ſtehen geblieben, daß dieſer Menſch uns verräth.

— Es iſt gut; bewacht dieſen Menſchen ſorgfältiger als jemals, ſagte Beppo zu den beiden Dienern.

Indem er ſich hierauf wieder an Bettina wandte, ſagte er:

— Ich will Ihnen zum Führer dienen, vertrauen Sie Sich mir an?

— Sind Sie nicht der beſte Freund meines Bruders? ſagte Bettina, indem ſie Beppo die Hand reichte.

— Gehen wir! ſagte dieſer.

Beppo ſchlug den Weg wieder ein, den er gekommen war, und führte Bettina an das friſche Grab.

Indem er es ihr hierauf mit dem Finger wies, ſagte er:

— Bettina, meine Schweſter, Muth, da iſt unſer Bruder Gaetano.

Bettina ſtieß einen Schrei aus und ſank auf die Knie.

Der Mann benutzte dieſen Augenblick der Verwirrung, um einen Verſuch zu machen zu entfliehen; aber er war zu gut von den beiden Dienern bewacht, als daß dieſer Verſuch einige Ausſicht des Gelingens gehabt hätte.

Beide erhoben zu gleicher Zeit ihre Piſtolen und bedrohten ihn.

In dieſem Augenblicke erbebte Beppo; er hatte den Schatten Gaetanos wieder erblickt.

Er ſtand zehn Schritte weit von dem Grabe und gab Beppo einen Wink ihm zu folgen.

Beppo verneigte ſich zum Zeichen des Gehorſams.

Indem er ſich dann an die beiden Diener wandte, ſagte er:

— Bewacht dieſen Menſchen, ich komme augenblicklich zurück.

Und er folgte dem Geſpenſte, das ſich in der Richtung des Waſſerfalles entfernte.

Nach Verlauf von fünf Minuten gingen beide auf einem dem Waſſerfalle ſo nahen Fußpfade, daß ſie durch das Zurückſpritzen des Waſſers ganz durchnäßt waren.

Nach Verlauf von fünf andern Minuten hatten ſie den Gipfel des Gebirgs erreicht, dort, wo der Fluß, welcher den Waſſerfall bildet, raſch und lärmend in eine Art von Kanal von zwölf bis funfzehn Fuß Breite eingeſchloſſen fließt.

Es iſt unmöglich über dieſen Strom zu ſchwimmen. Jeder, der es wagte, würde von dem Strome fortgeriſſen, wie ein Pfeil geſchleudert und fünf Hundert Fuß hoch hinabgeſtürzt werden.

Er ſonderte einen Theil des Berges ab, der von allen Seiten ſteil war, und zu dem man nur durch eine über den ſtrömenden Abgrund geworfene Brücke gelangen konnte.

Das Geſpenſt blieb vor der Brücke ſtehen.

Sie beſtand aus drei Tannenbäumen. Es hatte der vereinigten Kraft von zwanzig Männern bedurft, um jede

dieſer Tannen auf die Höhe des Berges zu bringen und um ſie über den Strom zu legen.

Beppo ſuchte in den Augen des Geſpenſtes zu leſen, in welcher Abſicht es ihn dorthin geführt hätte.

Das Geſpenſt ließ Beppo auf den höchſten Gipfel des Berges ſteigen, und zeigte ihm von dort aus die dunkle Oeffnung einer Höhle, die ſich fünf bis ſechs Hundert Schritte weit auf der andern Seite des Stromes befand.

Von Zeit zu Zeit erleuchtete ſich die Oeffnung dieſer Höhle; dann drang Geſchrei von Saufgelagen und ſchallendes Gelächter aus ihr, welche das Brauſen des Waſſerfalles übertönten.

In dieſer Höhle hatten die Räuber, welche Gaetano umgebracht hatten, ein Obdach für die Nacht geſucht.

Beppo begriff nicht, welchen Zweck das Geſpenſt gehabt hatte, indem es ihn dorthin führte; denn aller Wahrſcheinlichkeit nach wäre der Tag angebrochen, bevor er nach Terni zurückkehren, und eine genügende Schaar herbeiführen konnte, um die Räuber anzugreifen, und ſie hätten ſich anders wohin zurückgezogen.

Gaetano errieth, was in dem Herzen ſeines Freundes vorging, und ſchüttelte den Kopf.

— Sprich, bat Beppo, ſoll ich zu ihnen gehen und ſie allein angreifen? auf Deinen Befehl werde ich ohne Zögern, ohne Furcht gehorchen.

Gaetano ſchüttelte nochmals den Kopf, ging von dem Gipfel hinab und ſchritt auf den Strom zu.

An der Brücke angelangt, gab er Beppo einen Wink,

die Tannenbäume aufzuheben und ſie in den Fluß zu werfen.

— Aber, ſagte Beppo, es bedürfte zwanzig Männer meiner Stärke, um ein ſolches Werk auszuführen; für einen einzigen Mann iſt es unmöglich.

Das Geſpenſt machte ein Zeichen, welches ſagen wollte: Verſuche.

Beppo bückte ſich; er hatte ſich jener Worte des Evangeliums erinnert:

„Glaube, und mit dem Glauben wirſt Du Berge verſetzen."

Er glaubte feſt, bückte ſich, ergriff einen der Tannenbäume bei ſeinem Ende, hob ihn auf, und ließ den Tannenbaum ohne mehr Schwierigkeit, als ein gewöhnlicher Balken geboten hätte, in den Fluß hinabfallen, der ihn wie einen Strohhalm forttrug.

Er machte es eben ſo mit dem zweiten, dann mit dem dritten.

Dann horchte er.

Und allmählig hörte er gleich drei Kanonenſchüſſe, welche das Brauſen des Waſſerfalles überſchallten, das Geräuſch von dem Sturze der drei Rieſen.

Die Brücke war zerſtört, die Räuber waren gefangen.

Vielleicht hörten auch ſie in Mitte ihres Gelages dieſen dumpfen und drohenden Lärm, aber ohne Zweifel hielten ſie ihn für irgend eines jener zufälligen Getöſe, welche während der Nacht das Echo der Berge erwecken.

Nun ſchlug Gaetano den Weg wieder ein, den er

gekommen war, und der ihn nach dem Grabe zurückführte. Nach Verlauf von zehn Minuten sah Beppo, der hinter ihm ging, die Gruppe an demselben Orte wieder, wo er sie verlassen hatte.

Die Fackel des Trägers erleuchtete Bettina, welche immer noch betete, und die beiden Diener, welche den Räuber bewachten.

Beppo wandte sich nach der Seite des Gespenstes, um von ihm zu wissen, was er thun müßte; aber ohne Zweifel war das übernatürliche Werk vollbracht. Gaetano machte eine Geberde des Abschiedes und öffnete die Arme, wie um seinen Freund zu rufen; Beppo stürzte sich in diese offenen Arme, aber das Gespenst entschlüpfte ihm wie ein Dunst, stieß einen Seufzer aus und verschwand.

Nun ging Beppo traurig wieder zu Bettina hinab.

— Fräulein, sagte er zu ihr, Sie wissen jetzt Alles, nicht wahr? lassen Sie uns wieder nach Terni gehen, und morgen werden wir die Leiche unseres unglücklichen Freundes ausgraben lassen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

— Aber, fragte das junge Mädchen, ist es genug für den Trost seiner Seele, daß sein Leib in geweihter Erde ruht, und werden wir nicht daran denken ihn zu rächen?

— Die Rache ist vollbracht, Fräulein, sagte Beppo.

Und er erzählte das, was er so eben gethan hatte.

— Aber das ist unmöglich, rief der Räuber aus, welcher diese Erzählung mit dem Schrecken eines Verurtheilten angehört hatte, es wären zwanzig Männer nöthig, um

jeden dieſer Tannenbäume aufzuheben, welche die Brücke bilden.

— Gott hat mir geholfen, antwortete Beppo einfacher Weiſe.

Und indem er den von der Blutſpur, welche Gaetano auf dem Schnee zurückgelaſſen hatte, und die er allein ſah, angedeuteten Weg wieder einſchlug, führte er die kleine Schaar nach dem Wirthshauſe zum Waſſerfalle von Terni zurück.

Dort geſtand der den Händen der Gerechtigkeit übergebene Räuber, daß in dem Augenblicke ſeiner Rückkehr mit den erſten zehn Tauſend Thalern ſich ein Streit über die Vertheilung der Summe unter den Räubern erhoben hätte. Nun hatte einer dieſer Elenden, der ſich weniger gut als die andern betheiligt fand, Gaetano erdolcht, um dem Hauptmanne den zweiten Theil der Summe zu rauben.

Nun hatte ſich der Räuber, um dieſen zweiten Theil nicht zu verlieren, erboten, das junge Mädchen bis an den Ort zu führen, an welchem ſie, in der Meinung, ihren Bruder wieder zu finden, in einen Hinterhalt gefallen wäre, in dem ſie ihr Leben und ihr Geld gelaſſen hätte. Aber Bettinas Muth, die drohende Haltung der beiden Diener, hatten den Gang des Dramas geändert. Indem er fühlte, daß der Tod die unmittelbare Vergeltung ſeines Verrathes ſein würde, war der Räuber, ſtatt zu ſeinen Kameraden in die Höhle zu gehen, einen Theil der Nacht herumgeirrt, indem er immer eine Gelegenheit zur Flucht zu finden hoffte.

Die plötzliche Erſcheinung Beppos hatte ihm dieſe letzte Hoffnung geraubt.

Am folgenden Tage fand die Ausgrabung Gaetanos in Gegenwart der Geiſtlichkeit von Terni und eines Theiles der bewaffneten Macht ſtatt.

Die Leiche hatte in der Bruſt die weite und tiefe Wunde, welche das Geſpenſt Beppo gezeigt hatte.

Was die Räuber anbelangt, ſo verſuchte man nicht einmal, ſich ihrer zu bemächtigen, da man wußte, daß ſie keinen andern Ausgang hätten, als die Brücke von Tannenbäumen, und daß dieſe Brücke zerſtört wäre. Die Erde war mit Schnee bedeckt, und bot ihnen keine Hilfe; ſie ſtarben vor Hunger.

Die Leichen von drei von ihnen, welche verſucht hatten über den Strom zu ſchwimmen, wurden auf den Felſen des Waſſerfalles zerſchmettert wiedergefunden.

Was die Leiche Gaetanos anbetrifft, ſo wurde ſie von Bettina, von Beppo, und von den beiden treuen Dienern begleitet, nach Rom zurückgeführt.

Ein Jahr nachher wurde Beppo dem Wunſche Gaetanos gemäß der Gatte Bettinas.

V.

Die Freiherren der Sierra Morena.

Am 3. November 1840 kam ich gegen vier Uhr Abends mit meinem Sohne und meinen lieben und guten Reisegefährten Maquet, Boulanger, Giraud und Desbaroles nach Cordova.

Es war nach dreitägiger Reise auf Maulthieren, nach einem Tage so drückender Hitze, daß das Pferd Alexanders, das unter ihm gefallen war, nicht wieder hatte aufstehen können und auf der Stelle todt blieb.

Wir fürchteten die Verzögerung der, wie man uns gesagt hatte, sehr strengen Douane von Cordova; als aber die Spanischen Herren Douaniers, welche sehr belesene Leute sind, meinen Namen auf meinen Koffern gelesen, hatten sie mich gefragt, ob ich der Verfasser der Mousquetaire und des Monte Christo wäre, und auf

meine bejahende Antwort haben sie erklärt, daß sie sich auf mein Wort verließen, keinen Gegenstand der Contrebande bei mir zu führen.

Demzufolge haben sie mich artig gegrüßt, und wir setzten unsern Weg nach dem Posthause fort.

Es versteht sich von selbst, daß Cordova, wie alle Städte, die man zwanzig Jahre in der Einbildung gesehen hat, und die man endlich eines Tages in der Wirklichkeit sieht, keinen Augenblick lang dem Begriffe entspricht, den man sich von ihr gemacht hat. Die Entzauberung hatte von dem Augenblicke angefangen, wo wir sie erblickt hatten, hatte sich in den Steaßen fortgesetzt und uns bis nach dem Wirthshause begleitet.

Das war unsere Schuld. Warum hatten sich unter uns die Einen vorgestellt, eine Römische Stadt zu sehen, die Andern eine Arabische Stadt, Andere endlich eine Gothische Stadt? Da wir uns in Spanien befanden, so hätten wir uns einbilden müssen, eine Spanische Stadt zu sehen, und Niemand wäre betrogen worden.

O! eine echt Spanische, von ihrem spitzigen Pflaster an, bis zu ihren Dächern ohne Schornsteine, mit ihren vergitterten Balkons und ihren grünen Jalousien. Beaumarchais hatte Cordova errathen, als er seinen Barbier von Sevilla schrieb.

Was mich aber in dem Maße, als ich mich der ehemaligen Hauptstadt des Arabischen Königreiches näherte, überraschte hatte, war nicht ihre christliche Kathedrale, war nicht ihre maurische Moschee, waren nicht ihre drei bis vier Palmen, welche ihre grünen Fächer schaukeln, es war

die prachtvolle Linie, welche hinter der Stadt die Gebirgskette der Sierra Morena beschreibt, auf welcher die Stadt weiß auf einem Hintergrunde von Indigo hervortritt.

Diese Berge waren der Gegenstand meines Strebens.

Seitdem wir Spanien betreten hatten, versprach man uns Hirsche, Eber und Räuber.

In Villa-Major hatten wir Räuber zu sehen geglaubt, aber wir hatten weder Hirsche noch Eber gesehen.

Wenn wir die Gelegenheit verloren, welche uns die schwarzen Berge boten, diese drei Dinge vereinigt zu sehen, so ist es augenscheinlich, daß wir sie niemals wiederfinden würden.

Ich war daher nur mit einer Sache beschäftigt, nämlich, während meine Reisegefährten Besuche in der Stadt vorbereiteten, einen Ausflug in das Gebirge vorzubereiten.

Die Besuche in der Stadt hatten sich von selbst vorbereitet. Man wußte meine Anwesenheit in Spanien, man dachte sich wohl, daß ich Spanien nicht verlassen würde, ohne Cordova zu besuchen; nun aber war Alles, was es an gebildeten jungen Leuten in Cordova gab, an Edelleuten oder an Banquiers, welche Frankreich besucht hatten, Alles das war nach dem Wirthshause geeilt, um uns ihre Dienste anzubieten, Dienste, welche wir mit derselben Herzlichkeit angenommen hatten, als sie angeboten waren.

Die Straßen, die Kirchen, die Museen, die Paläste, die Privathäuser erwarteten uns also, jede Thüre versprach bei unserem ersten Anblicke ihre beiden Flügel zu öffnen.

Aber die Sierra Morena, die keine Thüren hat, die Sierra Morena war uns ohne Barmherzigkeit verſchloſſen.

Ich hatte wohl, als dieſe Herren, welche alle Jäger waren, meine Gewehre unterſucht, von einer Jagd in dem Gebirge geſprochen; aber ich hatte auf allen Geſichtern ſich ſo viele verſchiedene Ausdrücke ſchildern ſehen, welche alle bedeuteten: eine Jagd in der Sierra Morena! . . . ah! ja doch! . . . unmöglich! . . . eine Jagd! . . . ſind Sie von Sinnen! . . . daß ich, ohne den Antrag zurückzunehmen, nicht weiter darauf beſtanden hatte.

Aber mir fiel eine Erinnerung wieder ein, und trieb mich, wie Satan, zum Stolze. Einer meiner Freunde hatte auf einer Reiſe bei den Druſen auf ſeinem Wege ein von dem Winde der Gebirge aufgewehtes Feuilleton des Journal des Debats gefunden, das von mir unterzeichnet war und den Titel führte: Das Schloß von Jf. Ich war alſo in Acre, in Damaskus, in Balbeck bekannt, da man dort meine Feuilletons las. Ich war in Cordova bekannt, da die Douaniers meine Koffer durchließen, ohne ſie zu öffnen. Warum ſollte ich nicht in der Sierra Morena bekannt ſein?

Und wenn ich in der Sierra Morena bekannt war, warum ſollte mir dort nicht das begegnen, was Arioſt mit den Räubern des Herzogs Alphons begegnet war?

Das war zu verſuchen, und beſonders war es ſehr verführeriſch.

Während meine Freunde die Stadt beſuchten, ließ ich meinen Wirth heraufkommen, und nachdem ich ihn eingeladen hatte, ſich mir gegenüber zu ſetzen und wohl zu

überlegen, bevor er mir antwortete, wie es ſich für einen ernſten und verſtändigen Spanier geziemte, fragte ich ihn:

— Gibt es ein Mittel, ſich mit den Herren Freiherren der Sierra Morena in Verbindung zu ſetzen?

Mein Wirth blickte mich an.

— Sind Sie an ſie empfohlen? fragte er.

— Nein.

— Den Teufel! Dann wird es ſchwer ſein.

— Demnach alſo gibt es kein Mittel, ſich mit ihnen in Verbindung zu ſetzen?

— Doch; es iſt alles möglich. Was wünſchen Sie?

— Ihnen einen Brief zukommen zu laſſen.

— Ich übernehme es, den Beſorger zu finden.

— Er wird die Antwort zurückbringen?

— Getreulich.

— Und wenn dieſe Herren der Sierra ihr Wort verpfänden, werden ſie es halten?

— Ich glaube nicht, daß es ein Beiſpiel gibt, wo ſie es gebrochen haben.

— Dann wird man je nach ihrer Antwort handeln können?

— Mit vollem Vertrauen.

— Geben Sie mir Papier, eine Feder und Dinte, und holen Sie mir den Boten.

Mein Wirth brachte die verlangten Gegenſtände, und ich ſchrieb:

An die Herren Freiherren der Sierra Morena.

„Ein Bewunderer des unsterblichen Cervantes, der unglücklicher Weise nicht den Don Quichotte geschrieben hat, der aber sehr gern den besten seiner Romane dafür geben würde, ihn geschrieben zu haben, indem er zu wissen wünscht, ob das Spanien von 1846 immer noch das von 1580 ist, bittet die Herren Freiherren der Sierra Morena, ihm sagen zu lassen, ob er für den Fall unter ihnen willkommen sein würde, wo er es wagte, sie um Gastfreundschaft und um die Erlaubniß zu bitten, mit ihnen eine Jagd in dem Gebirge zu machen.

Er hat fünf Reisegefährten, welche seinen Wunsch theilen, die Sierra zu besuchen; aber je nach der Antwort, welche er erwartet, wird er allein oder in Begleitung kommen.

Er empfiehlt sich den Herren Freiherren der Sierra Morena mit aller Hochachtung."

Und ich unterzeichnete.

Eine Viertelstunde, nachdem der Brief versiegelt war, trat mein Wirth mit einer Art von Hirten ein.

—Hier ist Ihr Mann, sagte er zu mir.

—Wie viel verlangt er?

—Was Ihnen gefällig ist.

—Wann wird er zurückkehren?

—Sobald er kann.

Ich gab ihm zwei Doueros und den Brief.

—Ist es so recht? fragte ich meinen Wirth.

Mein Wirth befragte ihn.

— Ja, ſagte er, er iſt zufrieden.

— Nun denn! bei ſeiner Rückkehr, und wenn er mir einen Brief mitbringt, ſoll er noch zwei Doueros erhalten.

Der Bote machte ein Zeichen, daß das ſehr ſchön wäre; er hatte verſtanden.

Hierauf fügte er einige Worte in einer ſo undeutlichen Volksſprache hinzu, daß es mir unmöglich war, ſie zu verſtehen.

— Er frägt, ob er für den Fall, daß er in der Nacht zurückkehren ſollte, ſagte der Wirth zu mir, den Tag abwarten oder Sie wecken ſoll.

— Er ſoll mich wecken, zu welcher Stunde es auch ſein möge.

— Ganz wohl.

Beide entfernten ſich.

Meine Freunde kamen wieder nach Haus; ich ſagte ihnen kein Wort von dem, was vorgefallen war; ich wartete.

Während der Nacht des folgenden Tages hörte ich gegen ein Uhr an die Thüre klopfen.

Ich machte auf.

Es war mein Wirth und mein Bote. Dieſer Letztere hielt einen Brief in der Hand.

Ich nahm raſch den Brief und brach ihn auf.

Das Geräuſch hatte meine Reiſegefährten geweckt. Wir ſechs bewohnten drei in einander gehende Zimmer. Ich ſah daher die Einen auf ihren Ellbogen aufgerichtet,

die Andern ſtreckten ihre Köpfe durch die Oeffnungen der Thüren, Alle befrugen mich mit den Augen.

— Meine Herren, ſagte ich, indem ich mich umwandte, Sie ſind zu einer großen Jagd in der Sierra Morena eingeladen.

— Von wem?

— Ei, bei Gott! von denen, welche ſie bewohnen.

— Wie! von den . . .

— Still, äußerte Alexander, nennen wir die Dinge und beſonders die Menſchen nicht bei ihren Namen; das iſt gut für Herrn Boileau.

— Unmöglich! äußerten im Chor die fünf andern Stimmen.

— Dam! hier iſt der Brief.

„Herr Alexander Dumas kann von neun Perſonen begleitet kommen; er wird am 7. dieſes Monats zwiſchen fünf bis ſechs Uhr Morgens an dem Brunnen des mit Zinnen verſehenen Hauſes erwartet werden.

Wir werden ihn ſo gut empfangen, als wir es vermögen, und wir werden ihm eine Jagd ſo ſchön als möglich machen laſſen.

Es iſt unnöthig, daß er ſich um Treiber und um Hunde bekümmert.

Aus der Sierra, den 5. November 1846.

Für mich und meine Kameraden,

Der Torero."

— Was ſagen Sie dazu?

— Hurra por los ladrones der Sierra Morena! rief die ganze Schaar aus.

—Ja, da wir aber, um zur beſtimmten Stunde an dem bezeichneten Sammelplatze zu ſein, morgen früh um zwei Uhr aufbrechen müſſen, ſo laßt uns ſchlafen.

Und ich gab dem Bote noch zwei andere Doueros, der ſich verpflichtete, im Laufe des folgenden Tages zurückzukehren, um zu ſehen, ob wir einen Führer nöthig hätten.

Am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages ließ ich unſere Freunde von Cordova benachrichtigen, daß ich ihnen Nachrichten von der größten Wichtigkeit mitzutheilen hätte. Sie eilten herbei.

—Es waren zwei junge Leute von fünf und zwanzig bis ſechs und zwanzig Jahren, von denen ſich der eine Paroldo, und der andere Hernandes von Cordoa nannte.

Der erſte war der Sohn eines reichen Banquiers der Stadt; der Andere war ein Edelmann, der von ſeinen Renten lebte, die man auf Hundert Tauſend Realen jährlich ſchätzte.

Der dritte war ein Mann von fünf und dreißig bis ſechs und dreißig Jahren, ein Bürger der Stadt, ein guter und luſtiger Lebemann, immer fröhlich, immer zu Allem bereit, vorausgeſetzt, daß von Frauen, von Tiſchfreuden oder der Jagd die Rede war.

Er nannte ſich Ravès.

Als ſie alle drei verſammelt waren, erzählte ich ihnen den Schritt, den ich bei den Herren der Sierra gethan hatte, und theilte ihnen die Antwort mit, welche ich erhalten hatte.

Nachdem ſie geleſen, ſahen ſie ſich einander an.

— Nun denn! ſagte Paroldo, was ſagen Sie dazu, Hernandes?

— Und Sie, Ravès?

— Ich ſage, daß das herrlich iſt.

— Die Verabredung iſt für morgen früh? fragte Paroldo.

— Für morgen früh, wie Sie ſehen!

— Wohlan! bereiten wir Alles für morgen früh vor.

— Sie ſehen keine Schwierigkeit in dieſem Unternehmen?

— Als Gefahr?

— Ja.

— Keine.

— Ich wünſchte nämlich nicht, daß eine Laune von mir Sie zu einem zu gewagten Unternehmen fortriſſe.

— O! von dem Augenblicke an, wo ein Verſprechen von Seiten dieſer Herren vorliegt, werden Sie in Ihrer Mitte eben ſo ſicher ſein, als Sie es hier in dem Gaſthauſe zur Poſt, und wir in unſeren Familien ſind.

— Habe ich nöthig, meinen Boten mitzunehmen?

— Wozu?

— Uns zum Führer zu dienen.

— O! unnöthig, wir kennen Alle den Weg, nur haben Sie das Recht, neun Perſonen mitzunehmen, nicht wahr? Sie haben Ihren Sohn und vier Reiſegefährten, uns drei, das macht acht, es bleibt noch eine Perſon einzuladen; haben Sie an irgend Jemand gedacht?

— An Niemand; wie Sie wohl wiſſen, kenne ich nur Sie drei in Cordova.

— Wohlan! wir werden einen unſerer Freunde einla-den, der ein wenig Schmuggler iſt, Sie werden ſehen, daß er uns nicht nutzlos ſein wird.

— Laden Sie ein . . . Jetzt müſſen wir uns um Pferde und Maulthiere, um Eſel und Lebensmittel küm-mern.

— Sie werden erlauben, daß alle dieſe Gegenſtände unſere Sache ſind?

— Unter einer Bedingung.

— Ohne Bedingung.

— Es ſei. Ich bin bei Ihnen; machen Sie es, wie Sie wollen.

— Heute Nacht, um zwei Uhr Morgens, werden die Pferde vor der Thür des Wirthshauſes ſein.

— Bravo!

Wir trennten uns. Zwei Stunden nachher wußte die ganze Stadt das Unternehmen, welches wir vorhatten.

Mein Bote kehrte zurück, um mich zu fragen, ob ich ihn als Führer zu verwenden gedächte; ich dankte ihm, und ſchenkte ihm einen dritten Douero.

Hierauf rief ich meinen armen Paul.

Die, welche meine Reiſe in Spanien oder meine Reiſe in Afrika geleſen haben, kennen Paul. Für die, welche weder das eine noch das andere der beiden Werke geleſen haben, will ich in wenigen Worten das ſagen, was Paul war.

Er war ein ſchöner junger Araber aus dem Sennar, der als kleines Kind die Ufer des Fluſſes Nahab verlaſſen hatte, um nach Europa zu kommen; er war zwanzig bis

zwei und zwanzig Jahre alt, und ſollte mit drei und zwanzig Jahren bei mir ſterben.

Armer Paul, als ich aus ihm eine der komiſchſten Perſonen meiner Reiſe in Spanien und in Afrika machte, ahnete ich nicht, daß ich ihn zu betrauern haben würde, bevor meine Feder das letzte Wort dieſer Reiſe geſchrieben hätte.

Paul war geboren, um der Intendant eines guten Hauſes zu werden. Er war von Haus aus eine ausgezeichnete Perſon. Unter den andern Dienern hatte er das Anſehen eines Negerfürſten, der aus ſeinen Staaten entführt und zur Gefangenſchaft gezwungen war.

Er hatte wohl einige kleine Fehler, welche ſeinen erhabenen Eigenſchaften ſchadeten; aber ich habe nicht mehr den Muth, von dieſen Fehlern zu ſprechen. Außerdem haben die, welche Paul kennen zu lernen wünſchen, wie als ob ſie ihn geſehen hätten, nur die fünf Bände unter dem Titel Von Paris nach Cadix zu leſen.

Ich ließ alſo Paul kommen und ſagte zu ihm:

— Paul, wir ſind für morgen von den Herrn Räubern der Sierra Morena zu einer Jagdparthie eingeladen. Wir werden zwei bis drei Tage bei ihnen bleiben. Mache alles das zurecht, was zu dieſem Ausfluge nöthig iſt.

Paul verwunderte ſich niemals, er verwunderte ſich daher auch nicht, nur fragte er:

— Werde ich Silbergeſchirr mitnehmen müſſen?

Ich reiſte mit einer kleinen Kiſte Silbergeſchirr von zwölf Couverten.

— Ei ohne Zweifel, mein Lieber. Es iſt ein Verſuch, den ich anſtelle.

— Dann nimmt der Herr während dieſer drei Tage das Silbergeſchirr auf ſeine Rechnung, und entbindet mich meiner Verantwortlichkeit?

— Ja, Paul, ſei unbeſorgt.

— Es iſt gut, der Herr kann ruhig ſein, um zwei Uhr Morgens wird Alles bereit ſein.

Auf dieſe Verſicherung hin legte ich mich um zehn Uhr Abends zu Bett.

VI.

Wunderbare Geſchichte Don Bernardos von Zuniga.

Um zwei Uhr Morgens wurde ich durch einen Lärm geweckt, wie ich ſelten einen gleichen gehört habe.

Man hätte glauben können, daß ein Regiment Cavalerie in dem Patio mit den Hufen ſtampfte.

Es war in der That etwas, das ihm ſehr glich. Es waren ohngefähr fünfzehn Eſel, Pferde und Maulthiere, begleitet von ihren Arrieros. (Treibern.)

Ich habe niemals ein pittoreskeres Schauſpiel geſehen, als das, welches der Hof des Wirthshauſes bot, als wir hinabgingen.

Es war einer jener großen viereckigen Höfe mit Säulenhallen, die ein Wetterdach bildeten und ſich an den vier Seiten des Gebäudes erſtreckten.

Die Mitte war mit einem ungeheuren, wie eine Eiche dicken Orangenbaume ausgefüllt.

Unter dieſem von einem Dutzend Fackeln, welche die Arrieros trugen, erleuchteten Wetterdache ſtampften unſere Eſel und unſere Maulthiere.

Die Flamme dieſer Fackeln ſpiegelten ſich auf allen lichtvollen Punkten des Geſchirres der Thiere und des Koſtümes der Männer, und verlor ſich dann in dem dichten dunkeln Laube des Orangenbaumes, in deſſen Mitte ſeine goldenen Früchte glänzten.

Zwei Maulthiere waren mit Lebensmitteln beladen; ein drittes trug einiges Gepäck, und auf dieſes dritte hatte ſich Paul im arabiſchen Koſtüme bereits geſetzt.

Zwei andaluſiſche Pferde, das eine weiß, das andere iſabellfarbig, mit ihren Reitern im Koſtüme als Mayo, das Gewehr auf dem Kreuze des Pferdes, den Dolch in den Gürtel geſteckt, erwarteten uns.

Das waren Hernandes und Raves.

Paroldo war hinaufgekommen, um uns zu benachrichtigen, und ertheilte ſeine Befehle wie ein commandirender General.

In Mitte dieſer ganzen Karawane fiel mir ein weißer Eſel mit einem Sattel von rothem Sammet, groß, ſtolz und ungeduldig wie ein Pferd, durch ſeine prachtvolle Haltung ins Auge, und ließ mich jenes beſtändige Lob begreifen, das Sancho Panſa von ſeinem Thiere macht, und das mir bis dahin übertrieben geſchienen hatte.

Sobald ich erſchien, ſtiegen Raves und Hernandes ab, und boten mir mit der Miene und mit der Artigkeit, welche nur den Spaniern angehört, ihre Pferde an; aber

Paroldo war ihnen zuvorgekommen, der merkwürdige weiße Esel war für mich bestimmt.

Die Karawane machte sich auf den Weg. Ich habe nichts Wunderlicheres gesehen, als diese Schlange, welche sich in der Nacht durch die Straßen von Cordova wand, und stückweise erleuchtet wurde, wenn irgend eine Oeffnung zufälliger Weise den Mond bis zu ihr dringen ließ.

Die beiden Pferde gingen voraus, dann kam der weiße Esel, der sich alle Mühe gab, den ersten Rang einzunehmen. Hinter dem weißen Esel erstreckten sich in der launigen Unabhängigkeit ihres Ganges ohngefähr zehn gemeine Esel ohne Sättel, ohne Zäume, ohne Halfter, mit einer einfachen, auf den Rücken gelegten und unter dem Bauche zugeschnallten Decke; von Steigbügeln war eben so wenig die Rede, als von Halftern, von Zäumen und von Sätteln. Endlich kamen zwei bis drei mit unseren Lebensmitteln und Gepäck beladene Maulthiere und bildeten die Nachhut.

Eine Viertelstunde weit von der Stadt holte uns der junge Mann ein, den Raves, Paroldo und Hernandes einzuladen übernommen hatten. Er ritt einen Schecken, und trug das Kostüm der Manchegos, das heißt eine Jacke, ein Beinkleid und Mütze von Ziegenfell, dessen Haare nach außen gewendet waren. Dieses Kostüm verlieh ihm ein wildes Aussehen, das zu dem Pittoresken beitrug, welches unsere Karawane bereits hatte.

Der Boden, welcher Cordova von dem Fuße der Gebirge trennt, schien mir, so viel ich bei dem Mondscheine darüber urtheilen konnte, wie eine unermeßliche Platte von

rothem Marmor geadert; überall durchfurchten von der Hitze verursachte Sprünge den Boden, und der Weg machte durch die Ebene alle die Umwege, welche ihm diese Launen des Bodens auferlegten.

Mit jedem Augenblicke hörten wir das Geräusch eines fallenden Körpers, eines Gewehres, das im Fallen erklang. Wir wandten uns um, und erblickten einen Esel ohne Reiter, der graſete oder eine Diſtel verſpeiſte; dann in der Dunkelheit eine anfangs geſtaltloſe Maſſe, die ſich bald ausſtreckte, ſich aufrichtete, das Anſehen eines Menſchen wieder annahm und ſich wieder auf den gefälligen Esel ſetzte, der ſeinen Reiter nur unter der in ſeinem Geiſte feſt beſchloſſenen Bedingung annahm, ſich ſeiner bei der erſten Gelegenheit wieder zu entledigen.

Als wir an die erſten Anhöhen der Sierra gelangten, war es ohngefähr vier Uhr, der Mond verbreitete ein Licht, das hell genug war, um bei ihm einen Brief leſen zu können. Kein Geräuſch ließ ſich hören. Das Gebirge ſchien mit einem andächtigen Schweigen zu uns zu kommen; von Zeit zu Zeit ſah man an den letzten Gränzen der Ebene unter einem Silberſcheine irgend ein Landhaus erbleichen, das mit einem Walde von Orangenbäumen umgeben war, deren Wohlgerüche man mit dieſem leichten Morgenwinde untermiſcht roch, der eine Stunde vor Sonnenaufgange über die Erde ſtreift, und welcher der letzte Seufzer der Nacht zu ſein ſcheint.

In dem Maße, als wir nach dem Gebirge gelangten, ſchien das weiße Ende des Weges, den wir ritten, ſich in einem dunklen Gange zu verlieren, der ziemlich gut den

Rachen eines niedergekauerten Ungeheuers vorſtellte, das damit beſchäftigt war, eine Schlange zu verſchlingen.

Dieſer Rachen war die Fortſetzung des Weges, der aus einer Straße ein Fußpfad wurde, und an deſſen beiden Seiten ſich eine Art von Makis, von Meerkirſchenbäumen und von grünen Eichen erhob, deren Zweige, indem ſie ſich an ihren oberen Enden vereinigten, dieſen dunkeln Rachen bildeten, der ſich anſchickte, uns zu verſchlingen.

Wir betraten denſelben, indem wir inſtinctmäßig fühlten, daß wir die civiliſirte Erde verließen, um die unciviliſirte zu betreten, und daß wir jenſeits dieſer überſchrittenen Gränze keinen andern Beſchützer mehr zu erwarten hätten, als uns ſelbſt. Die Stärke erſetzte das Recht.

Nach Verlauf von ohngefähr fünfzig, auf dieſem unebenen Abhange zurückgelegten Schritten überraſchte uns ein ſeltſamer Umſtand; der Weg war nämlich mit Kreuzen eingefaßt, welche Inſchriften trugen. Auf das erſte, auf das zweite dieſer Kreuze achteten wir nicht; aber bei dem dritten, bei dem vierten und bei dem fünften frugen wir, was ſie bedeuteten.

Unſere vier Freunde von Cordova begannen über unſere Einfalt zu lachen.

— Steigen Sie ab und leſen Sie, ſagte Paroldo zu mir.

Ich war im Begriffe abzuſteigen, aber ich bemerkte, daß ich mir eine unnöthige Mühe nähme, da eines dieſer an einen Baumſtamm genagelten Kreuze ſich gerade in meinem Bereiche befand; es befand ſich ein Zweig geweihten

Buchsbaumes über ihm, und man las auf dem Querbalken folgende Inſchrift:

En esto sitio fu asacinado el conde Roderigo de Torrejas, anno 1845.

Was bedeutete:

„An dieſem Orte wurde der Graf Roderigo von Torrejas im Jahre 1845 ermordet.“

Zehn Schritte weit von da befand ſich eine zweite Inſchrift, nur war ſie auf der andern Seite des Fußpfades angenagelt.

Dieſe zweite Inſchrift war noch weit bündiger, als die erſte. Sie bot folgende einzigen Worte:

Aqui fu asacinado su hijo, Hernandes de Torrejas.

„Hier wurde ſein Sohn, Hernandes von Torrejas ermordet.“

Es befanden ſich ohngefähr zehn Schritte zwiſchen dieſen beiden Inſchriften.

Welches ſchreckliche Drama mußte ſich auf dieſem kleinen Raume zugetragen haben, während der Sohn ſeinen Vater umbringen, während der Vater ſeinen Sohn umbringen ſah!

Ich ließ unſeren Gefährten die Inſchrift leſen.

—Meine Herren, ſagte ich, es iſt noch Zeit nach Cordova zurückzukehren.

Das Wort: Vorwärts! war die einzige Antwort der Karawane, welche ihren Weg fortſetzte.

Nur zählten wir auf dieſem Wege in der Strecke einer Viertelmeile achtzehn Kreuze.

Der Weg wurde weit ſteiler und in dem Maße, als

wir ihn erklommen, ſchienen wir dem Lichte zuzuſchreiten; der ſechs bis acht Fuß breite Weg lehnte ſich zur Linken an das Gebirge der Sierra, und zur Rechten öffnete ſich ein Abgrund, der mit jeder Minute tiefer wurde. Auf der Tiefe dieſes Abgrundes war es noch finſtere Nacht, während die Ebene, die ſich vor uns ausdehnte, hellere Farben anzunehmen begann.

Im Hintergrunde zeigte ſich Cordova, immer im weißen Lichte und mit blauen Schatten mit ſeinem Guadalquivir, welcher, indem er die Morgenröthe zurückwarf, ein Flammenſtrom zu ſein ſchien.

Endlich verloren ſich an dem entfernteſten Horizonte die Gebirge, über welche wir gekommen waren, um von Granada nach Cordova zu gehen, in einem violetten und durchſichtigen Scheine.

So lange, als unſer Blick dieſe wundervolle Ebene überſehen konnte, machte er ſich keinen Augenblick davon los. Unſere Maler ſtießen Ausrufe der Bewunderung und des Bedauerns aus, denn ſie fühlten wohl, daß niemals ein Pinſel das erhabene Bild nachahmen würde, das die Sierra vor unſern Augen entfaltete.

Endlich erreichten wir den Gipfel eines der erſten Abſätze, und indem wir uns plötzlich zur Linken wandten, ließen wir dieſes ganze wundervolle Panorama hinter uns.

Zehn Minuten nachher war es durch einen Vorhang von Bäumen verſchleiert, und wir ſollten es nur bei unſerer Rückkehr wiederfinden.

Auf dieſer erſten Hochebene angelangt, gingen wir einige Zeit lang auf ebenem Boden, dann begannen wir

von Neuem eine zweite Anhöhe zu erſteigen. Nach Verlauf von ohngefähr drei Viertel Stunden war dieſer zweite Abſatz erſtiegen, und wir ritten unter einer Art von Wald hinab, in den die erſten Strahlen der Sonne zu dringen begannen.

Wir verwandten eine andere halbe Stunde darauf durch dieſen Wald zu gehen, deſſen Bäume bald lichter wurden, und wir erblickten bald durch die Lichtungen eine hell erleuchtete Ebene.

In Mitte der Ebene erhob ſich eine Quelle, deren ziemlich reichliche Welle ſich in ein großes ſteinernes Becken ergoß; um die Quelle herum ſtanden und erwarteten uns ohngefähr dreißig Männer und ohngefähr vierzig Hunde.

Als ſie uns erblickten, nahmen die Männer ihre Hüte ab und die Hunde heulten.

Zur Rechten, indem es den Weg überragte, wo Männer und Thiere ſtanden, erhob ſich ein mit Zinnen verſehenes Haus; dieſes Haus hatte der Quelle ihren Namen gegeben.

Dieſe Quelle war der Ort der Zuſammenkunft; dieſe Männer waren unſere Wirthe, die Freiherren der Sierra Morena.

Wir ſetzten unſere Thiere in Trab, dann hielten wir nach einigen Minuten an und ſtiegen ab.

Da ich das Unternehmen eingeleitet hatte, ſo machte man aus mir die Hauptperſon und ließ mich vorausgehen.

Auf der Hälfte des Weges begegnete ich einem Manne von vierzig bis zwei und vierzig Jahren, ein wahrhaft ſpaniſches Geſicht mit ſchwarzem Barte, ſchwarzen Augen,

verbrannter Haut, kurzen und wolligen Haaren, weißen Zähnen, offenen Zügen.

Das war der Torero.

Wir gaben uns die Hand, wechselten einige Worte aus, indem wir uns dabei gegenseitig die Artigkeit erwiesen, daß wir uns zu verstehen schienen. Hierauf vermischten sich alle Gruppen, und wir bildeten nur noch eine dichte Masse.

Das Frühstück erwartete uns. Es bestand aus geräucherten Hirschziemern, aus wilden Schweineschinken, aus Malaga, Alicante und Xeres.

Wir ließen gleichfalls unsere Lebensmittel abladen. Wir brachten das mit, was man sich in dem Gebirge nicht verschaffen kann, nämlich Pasteten, Schinken von Granada, Truthähne, Hühner, Oliven, volle Schläuche eines Landweines von Montilla, der unserem Gravesweine ähnlich ist.

Man legte Alles auf den Boden.

Ich gab Paul einen Wink.

Paul verstand; er machte die Kiste des Silbergeschirres auf, und warf einige Hände voll Messer und silberne Gabeln auf die Mäntel, welche zu Tischtüchern dienten.

Hierauf stellte er die leere Kiste mitten unter die Tischgenossen.

Der Torero blickte seine Kameraden mit einer Miene an, welche bedeutete: — Nun denn! was sagt Ihr dazu?

Unsere Wirthe antworteten durch ein Zeichen der Zufriedenheit.

Jeder von ihnen nahm mit den Fingerſpitzen ein Meſſer oder eine Gabel, und man begann vorzuſchneiden.

Von dieſem Augenblicke an war die Bekanntſchaft vollſtändig gemacht, und unſere Wirthe wurden für uns und wir für ſie gewöhnliche Jagdgefährten.

Auch die Hunde ſchienen uns von dieſem Augenblicke an nicht mehr als Fremde, ſondern als einen Zuwachs von Herren angenommen zu haben. Das war keine zu verſchmähende Friedensſtiftung, dieſe halb wilden Hunde, welche halb Fuchs und halb Wolf waren, hatten ein ſchreckliches Ausſehen.

Einige Brode wurden in einem berechneten Maße mäßiger Weiſe unter ſie vertheilt, um ihnen die Kraft zu erhalten, ohne ihnen den Hunger zu nehmen. Die Jagdhunde jagen für ſich, und damit ſie gut jagen, darf man ſie immer nur halb ſättigen.

Jeder hatte Eile die Jagd zu beginnen. Nach einer halben Stunde, welche, wie ich geſtehen muß, von Jedermann thätig angewandt wurde, gaben daher auch unſere Wirthe ſelbſt das Signal zum Aufbruche, indem ſie die Meſſer und die Gabeln an einer Quelle wuſchen, und ſie wieder in das Beſteck legten.

Es kam daher, weil die Sonne in der That am Horizonte aufzuſteigen begann, und wir benachrichtigt waren, daß wir noch eine Stunde zurückzulegen hätten, bevor wir an das erſte Treibjagen gelangten.

— Nun denn? fragte ich Paul.

— Was, mein Herr?

— Das Silbergeſchirr!

— Es fehlt Nichts daran.

— Dann auf den Weg!

Und indem ich meinen merkwürdigen Esel wieder bestieg, setzte ich mich wieder an die Spitze der Schaar, und wir vertieften uns noch weiter in das Gebirge.

Nach Verlauf eines halbstündigen Marsches überließ man die Pferde, die Esel und die Maulthiere der Aufsicht der Maulthiertreiber, und setzte den Weg zu Fuß fort.

Der Torero hatte sich meiner bemächtigt, er übernahm es, mich wie meinen Sohn anzustellen; das hieß uns zu sagen, daß er uns, zum Mindesten nach seiner Meinung, die besten Orte vorbehielte.

An den Ort gelangt, den er für mich bestimmte, blieb ich stehen, und machte meine Büchse zurecht; es war eine vortreffliche Doppelbüchse, welche einen Hirschfänger als Bajonet hatte, und die mit Spitzkugeln geladen wurde.

Der Torero bat mich, sie in seiner Gegenwart zu laden, damit er den Mechanismus davon sähe; sie wurde durch die Schwanzschraube geladen. Es war das erste Mal, daß ein solches Gewehr seine Neugierde erweckte.

Er untersuchte es mit der größten Aufmerksamkeit, und gab es mir zurück; hierauf begann er ohne Bedauern, ohne Neid sein einläufiges Gewehr mit Papierpfropfen zu laden, die er von einem kleinen geschriebenen Hefte riß.

Worauf er, nachdem er mir Schweigen anempfohlen hatte, meinen Sohn fortführte.

Allein geblieben, betrachtete ich die Landschaft. Wir umgaben einen hohen Berg, der einer Pyramide glich und ganz mit Mastix- und mit Meerkirschenbäumen von sechs bis acht Fuß Höhe bewachsen war. Von Stelle zu Stelle erschienen gleich ungeheuren Warzen in Mitte des dunkeln Grün des Gehölzes runde Sandsteinfelsen; unter meinen Füßen befand sich ein kleines rundes Thal, welches den Fuß des Berges zeigte und sich wieder erhob, indem es sich um ihn herum gleich den Rändern eines Hutes erweiterte. Dieser ganze, etwas weniger dicht bewachsene Theil der Pyramide erlaubte, zwischen den Gebüschen das Wild zu erblicken, welches die von den Jägern unterstützten Hunde uns zuzutreiben im Begriffe standen.

Der Torero hatte mich benachrichtigt, daß wir noch eine halbe Stunde hätten, bevor die Jagd begönne. Ich warf daher die Augen um mich, indem ich mich fragte, was ich mit dieser halben Stunde anfangen sollte. Bei dieser topographischen Nachforschung erblickte ich auf dem Boden das Heft, dessen Umschlage der Torero bereits zwei Pfropfen entliehen hatte, das er ohne Zweifel wieder in die Tasche gesteckt zu haben glaubte, und das er daneben gesteckt hatte.

Ich raffte es auf, legte mich in den Schatten eines Meerkirschenbaumes, dessen rothe Früchte über meinem Kopfe schwebten, und las:

Historia maravillosa de don Bernardo de Zuniga.

Das heißt:

Wunderbare Geſchichte Don Bernardos von Zuniga.

Dieſe Chronik war geſchrieben, und dem zu Folge aller Wahrſcheinlichkeit nach unbekannt.

Da ſie kurz iſt, und die Jagd, ſtatt nach Verlauf einer halben Stunde anzufangen, erſt nach Verlauf von fünf und vierzig Minuten angefangen hatte, ſo hatte ich Zeit gehabt, ſie vom Anfange bis zum Ende zu leſen, als die Hunde zum erſten Male anſchlugen.

Hier iſt ſie.

VII.

Geſchichte Don Bernardos von Zuniga. — Die heilige Quelle.

Es war am 25. Januar 1492. Nach einem Kampfe von acht Hundert Jahren gegen die Spanier hatten die Mauren ſich in der Perſon des Al-Shaghr-Abou-Abdallah als beſiegt erklärt, welcher am 6. des laufenden Monats, das heißt am heiligen Dreikönigstage, den Händen ſeiner Beſieger, Ferdinand und Iſabella, die Stadt Granada übergeben hatte.

Die Mauren hatten Spanien in zwei Jahren erobert, es hatte acht Jahrhunderte bedurft, um es ihnen wieder zu nehmen.

Das Gerücht von dieſem Siege hatte ſich verbreitet. Durch ganz Spanien läuteten die Glocken in den Kirchen, wie an dem heiligen Oſterfeſte, an welchem unſer Heiland wieder auferſtanden iſt, und alle Stimmen riefen: Es

lebe Ferdinand! es lebe Isabella! es lebe Leon! es lebe Castilien!

Das war noch nicht Alles; man sagte, daß in diesem Jahre des Heiles, in welchem Gott Spanien mit väterlichem Auge angeblickt hatte, ein großer Reisender sich den Königen vorgestellt und versprochen hätte, ihnen eine unbekannte Welt zu schenken, die er gewiß wäre, zu entdecken, indem er immer von Osten nach Westen segelte.

Aber das galt im Allgemeinen für ein Mährchen, und der Abenteurer, der diese Verpflichtung eingegangen war, und den man Christoph Columbus nannte, ward für einen Wahnsinnigen gehalten.

Uebrigens waren diese Nachrichten zu jener Zeit schwieriger Verbindung noch nicht auf sehr bestimmte Weise auf der ganzen Oberfläche der Halbinsel verbreitet. In dem Maße, als sich die Provinzen von den Provinzen entfernten, in denen die Mauren ihre Macht zusammengezogen hatten, und die Ferdinand und Isabella erst seit neunzehn Tagen befreit hatten, eben so wie in dem Maße, als die Gegenstände, indem sie sich von dem Mittelpunkte des Lichts entfernen, allmählig in die Dunkelheit zurückkehren, zweifelten die Völker allmählig noch an diesem großen Glücke, das der ganzen Christenheit zufiel, und indem sie sich um jeden Reisenden herumdrängten, der von dem Kriegsschauplatze kam, verlangten sie von ihm die näheren Umstände über dieses wichtige Ereigniß.

Eine der Provinzen, nicht die am meisten entfernte, aber die am meisten von Granada getrennte, denn zwei große Gebirgsketten erstrecken sich zwischen ihr und dieser

Stadt, Estramadura. Estramadura, das zwiſchen Neucaſtilien und Portugal liegt, und das ſeinen Namen von ſeiner äußerſten Lage an den Quellen des Duero entlehnt, kurz Estramadura hatte ein um ſo größeres Intereſſe, unterrichtet zu ſein, als es, bereits ſeit dem Jahre 1240 durch Ferdinand III. von Caſtilien von den Mauren befreit, ſeitdem zu dieſem Königreiche gehörte, von dem Iſabella, welche den Namen der Katholiſchen ſich erworben hatte, die Erbin war.

Es hatte ſich daher auch an dem Tage, an welchem dieſe Geſchichte beginnt, das heißt am 25. Januar 1492, eine große Menſchenmenge in dem Hofe des Schloſſes von Bajar verſammelt, in welchem ſo eben Don Bernardo von Zuniga, der dritte Sohn Peters von Zuniga, Grafen von Bagnarès und Marquis von Ayamonte, der Herr dieſes Schloſſes, eingezogen war. Nun aber konnte Niemand neuere Nachrichten über die Mauren und über die Chriſten geben, als Don Bernardo von Zuniga, der, ein Ritter in dem Heere Iſabellens, bei einem der von dem Helden der Araber, Mouſah-Ebn-Aby'l-Gazan, verſuchten Ausfällen gefangen genommen und in die belagerte Stadt zurückgeführt worden war, deren Thore ihm erſt an dem Tage geöffnet worden waren, an welchem die Chriſten ihren Einzug in dieſelbe gehalten hatten.

Don Bernardo war zu der Zeit, in welcher er uns erſcheint, das heißt in dem Augenblicke, wo er nach einer Abweſenheit von zehn Jahren auf ſeinem Schlachtroſſe und von Bedienten, Dienern und Vaſallen umgeben, in das väterliche Schloß zurückkehrte, ein Mann von fünf und

dreißig bis sechs und dreißig Jahren, durch die Beschwerden und besonders durch die Wunden abgemagert, und der bleich gewesen wäre, wenn sein von der Sonne des Südens verbranntes Gesicht nicht eine braune Farbe angenommen hätte, welche aus ihm den Landsmann und den Bruder der Männer zu machen schien, gegen die er gekämpft hatte.

Diese Aehnlichkeit war um so größer, als, in den großen weißen Mantel des Ordens von Alcantara gehüllt, wie er es war, einen Schooß dieses Mantels um sein Gesicht gerollt, um sich gegen den Nordwind der Gebirge zu schützen, Nichts diesen Mantel von dem Arabischen Burnous unterschied, als etwa das grüne Kreuz, welches die Ritter dieses heiligen Ordens auf der linken Brust trugen.

Dieses Gefolge, das mit ihm auf den Hof des Schlosses kam, begleitete ihn seit seinem Erscheinen an den Thoren der Stadt; selbst bevor man ihn erkannt, hatte man errathen, daß dieser Mann mit finsterem Auge, mit heldenmüthiger Haltung, mit halb religiösem, halb kriegerischem Mantel, von dem Kriegsschauplatze käme. Man hatte sich bei ihm erkundigt, um Nachrichten zu erhalten. Nun hatte er sich genannt, hatte die guten Leute aufgefordert, ihn bis in den Schloßhof zu begleiten, und dort angelangt, war er unter Beweisen allgemeiner Zuneigung und Ehrerbietung vom Pferde gestiegen.

Nachdem er den Zügel seines Pferdes den Händen eines Knappen zugeworfen, und ihm diesen wackeren Gefährten seiner Beschwerden anempfohlen hatte, der, wie sein Herr, mehr als eine sichtbare Spur des Kampfes

trug, den er beſtanden hatte, erſtieg Don Bernardo von Zuniga die Stufen der Freitreppe, welche nach dem Haupteingange des Schloſſes führte; dann, auf der höchſten Stufe angelangt, wandte er ſich um, indem er, um die allgemeine Neugierde zu befriedigen, erzählte, wie Ferdinand der Katholiſche, nachdem er dreißig feſte Plätze und eben ſo viele Städte erobert, endlich Granada belagert hätte; wie nach einer langen und ſchrecklichen Belagerung ſich Granada am 25. November 1491 ergeben hätte, und wie endlich der König und die Königin am 6. des Monats Januar, dem Tage des heiligen Dreikönigsfeſtes, ihren Einzug darin gehalten hätten, indem ſie den Nachfolgern der Könige von Granada und der Califen von Cordova als ganzes Gebiet nur eine kleine Schenkung in der Provinz Alpujarras ließen.

Als er dieſe Nachrichten zur großen Freude der Zuhörer mitgetheilt, betrat Don Bernardo, nur von einigen ſeiner vertrauteſten Diener begleitet, das Schloß.

Nicht ohne große Gemüthsbewegung ſah Don Bernardo nach zehnjähriger Abweſenheit das Innere dieſes Schloſſes wieder, in welchem ſeine Jugend verfloſſen war, und das er leer wiederfand, da ſein Vater ſich in Burgos aufhielt, und von ſeinen beiden älteren Brüdern der eine geſtorben war, und der andere ſich bei dem Heere Ferdinands befand.

Don Bernardo durchwanderte ſchweigend und traurig alle Gemächer; man hätte ſagen können, daß auf dem Grunde ſeines Herzens eine Frage läge, die er nicht zu thun wagte, und die unter den Fragen verſchleiert blieb,

welche er ſtellte. Endlich fragte er, indem er vor dem Porträt eines kleinen Mädchens von neun bis zehn Jahren ſtehen blieb, mit einem gewiſſen Zögern, was das für ein Porträt wäre.

Der, an den er dieſe Frage richtete, blickte Don Bernardo ſtarr an, bevor er darauf antwortete.

Man hätte glauben können, daß er nicht verſtände.

—Dieſes Porträt? fragte er.

—Ja, dieſes Porträt, wiederholte Don Bernardo in einem mehr gebietenden Tone.

—Ei, gnädiger Herr, erwiderte der Diener, es iſt das Eurer Baſe Anna von Niebla, es iſt unmöglich, daß Eure Gnaden dieſe junge Waiſe vergeſſen hat, die auf dem Schloſſe erzogen worden iſt, und die Eurem älteren Bruder beſtimmt war.

—Ah! es iſt wahr, ſagte Don Bernardo, und was iſt aus ihr geworden?

—Als Euer älterer Bruder im Jahre 1488 ſtarb, befahl Euer Herr Vater, daß Anna von Niebla in das Kloſter der unbefleckten Empfängniß des Ordens von Calatrava ginge, und daß ſie in ihm ihre Gelübde ablegte, da Euer zweiter Bruder verheirathet und Eure Gnaden Ritter eines Ordens war, der das Cölibat vorſchreibt.

Don Bernardo ſtieß einen Seufzer aus.

—Das iſt richtig, ſagte er.

Und er ſtellte keine weitere Frage.

Nur, da Anna von Niebla auf dem Schloſſe Bejar

ſehr beliebt war, ſo verſuchte der Diener, indem er den Umſtand benutzte, der das Geſpräch auf die junge und reiche Erbin gerichtet hatte, es fortzuſetzen.

Aber bei dem erſten Worte, das er über dieſen Gegenſtand ſagte, legte ihm Don Bernardo auf eine Weiſe Schweigen auf, das ihn verſtehen ließ, er habe Alles das erfahren, was er zu wiſſen wünſchte.

Uebrigens konnte man ſich über die Urſachen nicht irren, welche Don Bernardo zur Rückkehr auf das Schloß ſeiner Väter beſtimmt hatten, denn er war noch am ſelben Tage beſorgt, dieſe Urſachen Jedermann mitzutheilen. Das Schloß Bejar lag zwei bis drei Stunden weit von einer Quelle, welche man die heilige Quelle nannte, und die ohne Zweifel der Nachbarſchaft des Kloſters zur unbefleckten Empfängniß das Vorrecht verdankte, Wunder zu thun.

Dieſe Quelle zeigte beſonders wunderbare Heilkräfte für Wunden, und, wie wir geſagt, war Don Bernardo noch mager, bleich und leidend an den Wunden, die er bei der Belagerung von Granada erhalten hatte.

Don Bernardo beſchloß daher, auch gleich am folgenden Tage die Kur zu beginnen, welcher er in ſeinem frommen Glauben eine ſchnelle Geneſung zu verdanken hoffte. Die Vorſchrift war ſehr einfach und leicht zu befolgen, Don Bernardo hatte zu thun, was der ärmſte Landmann that, der den Beiſtand der heiligen Jungfrau anzuflehen kam, unter deren Anrufung ſich die Quelle befand. Ueber der Quelle erhob ſich ein kleiner, von einem einzigen Felſen gebildeter Hügel; auf der Höhe dieſes Felſens erhob

ſich ein Kreuz. Man erklomm den Felſen barfuß, man kniete vor dem Kreuze nieder, man betete andächtiger Weiſe fünf Paternoſter und fünf Avemaria, man ging immer barfuß wieder hinab, man trank ein Glas Waſſer, und zog ſich nach Haus zurück.

Die Wallfahrten theilten ſich in neuntägige Andachten, und es war ſelten, daß man nach Verlauf der dritten neuntägigen Andacht, das heißt am Ende des ſieben und zwanzigſten Tages, nicht geheilt war.

Am folgenden Morgen, mit Tagesanbruch, ließ ſich Don Bernardo von Zuniga in der That ſein Pferd vorführen, und da er in ſeiner Jugend Hundert Male den Weg nach der Quelle gemacht hatte, ſo brach er allein auf, um ſeine Geſundheitswallfahrt zu vollziehen.

An der Quelle angelangt, ſtieg er ab, band ſein Pferd an einen Baum, zog ſeine Stiefel aus, erklomm barfuß den Felſen, betete ſeine fünf Paternoſter und ſeine fünf Avemaria, ging hinab, trank ein Glas Waſſer an der Quelle, zog ſeine Stiefel wieder an, ſtieg wieder zu Pferde, warf einen ohne Zweifel frommen Blick nach dem Kloſter der unbefleckten Empfängniß, das eine halbe Stunde weit von dort durch die Bäume erſchien, und kehrte nach dem Schloſſe zurück.

Jeden Tag begann Don Bernardo wieder dieſelbe Wanderung, und es war ſichtlich, daß das wunderthätige Waſſer auf ſeinen Körper wirkte, obgleich ſeine Laune traurig, verſchloſſen, faſt menſchenſcheu blieb.

Er vollendete auf dieſe Weiſe die drei neuntägigen Andachten. Während der letzten Tage der dritten war ihm

die Gesundheit gänzlich zurückgekehrt, und er hatte bereits seine bevorstehende Abreise nach dem Heere gemeldet, als er am sieben und zwanzigsten Tage, als er am Fuße des Kreuzes kniete und sein letztes Avemaria betete, einen Zug herankommen sah, der nicht ohne Interesse für einen Mann war, der so oft, wenn er Abschied von der Quelle nahm, die Augen auf das Kloster zur unbefleckten Empfängniß geworfen hatte.

Es war ein Zug, der aus Nonnen bestand, die eine offene, von Landleuten getragene Sänfte begleiteten. Auf dieser Sänfte lag eine Nonne, die man im Triumphe nach der Quelle zu tragen schien; die Nonnen, welche die Sänfte begleiteten, und die, welche darauf lag, waren sorgfältig verschleiert.

Statt wie gewöhnlich hinab zu gehen, um an der Quelle zu trinken, wartete Don Bernardo, ohne Zweifel neugierig, das zu sehen, was sich zutragen würde.

Seine Neugierde war so groß, daß er sein letztes Avemaria zu beten vergaß.

Der Zug hielt vor der Quelle, die auf der Sänfte liegende Nonne stieg herab, zog ihre Fußbekleidung aus, und begann mit anfangs wankendem Schritte, der aber allmählig fester wurde, hinaufzugehen; an dem Fuße des Kreuzes angelangt, das Don Bernardo freigelassen hatte, indem er zurückwich, kniete die Nonne nieder, verrichtete ihr Gebet, stand wieder auf und ging wieder zu ihren Begleiterinnen hinab.

Es war eine Täuschung, aber es schien Don Ber-

nardo, als ob die Nonne in dem Augenblicke, wo ſie niederkniete und wo ſie wieder aufſtand, ihre Augen durch ihren Schleier einen Augenblick lang auf ihm hätte verweilen laſſen.

Bei dem Heranahen des heiligen Mädchens hatte Don Bernardo gleichfalls eine ſeltſame Gemüthsbewegung, etwas wie eine vor ſeinen Augen vorüberziehende Verblendung empfunden, und er hatte ſich an einen Baum gelehnt, wie als ob der auf ſeinem Grunde ſchlecht befeſtigte Felſen unter ihm gewankt hätte.

Aber in dem Maße, als die Nonne ſich von Don Bernardo entfernt hatte, war ihm die Kraft zurückgekehrt; nun hatte er ſich, um ihr länger mit den Augen zu folgen, über den Rand des Felſens geneigt, der ſich ſenkrecht über der Quelle befand. Die Nonne war hinab gegangen, hatte ſich der Quelle genähert, und indem ſie ſich für das heilige Waſſer allein ſichtbar machte, hatte ſie ihren Schleier zurückgeſchlagen und dem Gebrauche gemäß gleichfalls aus der Quelle getrunken.

Aber nun hatte ſich Etwas zugetragen, an das Niemand gedacht, und das dem zu Folge Niemand hatte vorausſehen können. Der klare Kryſtall der Quelle verwandelte ſich in einen Spiegel, und Don Bernardo von Zuniga ſah von dem Orte aus, wo er ſich befand, das Bild der Nonne eben ſo deutlich, als ob es von einem Spiegel zurückgeworfen worden wäre.

Sie war trotz ihrer Bläſſe ein ſolches Wunder von Schönheit, daß Don Bernardo von Zuniga einen Ausruf

der Ueberraſchung und der Bewunderung ausſtieß, der laut genug erſchallte, um die heilige Kranke erbeben zu laſſen, welche, nachdem ſie kaum ihre Lippen in das Waſſer getaucht, ihren Schleier zurückſchlug und wieder in die Sänfte ſtieg, nicht ohne ein letztes Mal ihren Kopf nach der Seite des unvorſichtigen Ritters umzuwenden.

Don Bernardo von Zuniga ging raſch die Stufen des Felſens hinab, und indem er ſich an einen der Zuſchauer dieſes Auftrittes wandte, fragte er ihn:

— Weißt Du, wer dieſe Frau iſt, die an der Quelle getrunken hat, und die man nach dem Kloſter der unbefleckten Empfängniß trägt?

— Ja, antwortete der befragte Mann; es iſt eine Nonne, die eine Krankheit überſtanden hat, die Jedermann für tödtlich hielt, da ſie, wie es ſcheint, wirklich länger als eine Stunde todt geweſen iſt, die aber durch die Kraft des heiligen Waſſers geheilt worden iſt; ſo daß ſie heute ihren erſten Ausgang gemacht hat, um ihr Gelübde zu erfüllen, ſelbſt aus der Quelle das Waſſer zu trinken, das man noch geſtern für ſie aus ihr ſchöpfte.

— Und, fragte Don Bernardo mit einer Gemüthsbewegung, welche die Wichtigkeit andeutete, die er auf die Frage legte, weißt Du den Namen dieſer Nonne?

— Ja, ohne Zweifel, gnädiger Herr, ſie nennt ſich Anna von Niebla und iſt die Nichte Peters von Zuniga, Grafen von Bagnarès, Marquis von Ayamonte, deſſen Sohn, der vor ohngefähr einem Monate von dem Heere

zurückkehrte, die freudige Nachricht von der Einnahme von Granada überbracht hat.

— Anna von Niebla, murmelte Don Bernardo. Ah! ich hatte ſie wohl erkannt, aber ich hätte niemals geglaubt, daß ſie ſo ſchön werden würde.

VIII.

Der Roſenkranz Annas von Niebla.

Don Bernardo hatte alſo dieſes junge Mädchen wiedergeſehen, das er als Kind auf dem Schloſſe Bejar verlaſſen, und deren Andenken ihm aller Wahrſcheinlichkeit nach während ſeiner zehnjährigen Abweſenheit gefolgt war.

Während dieſer zehn Jahre einſamen Träumens, während derer die Gedanken Don Bernardos dem Uebergange Annas von Niebla in den erſten Frühling des Lebens folgten, war das junge Mädchen eine Frau geworden; ſie hatte das Alter von zwanzig Jahren erreicht, während Don Bernardo das Alter von fünf und dreißig erreichte; ſie hatte das Nonnengewand angelegt, während er ſich in den Mantel des Ritters von Alcantara gehüllt hatte.

Sie war die Verlobte des Herrn, er war Chriſtusritter.

Den beiden jungen, in demſelben Hauſe erzogenen Leuten, war ſeit dem Austritte aus dieſem Hauſe jede Verbindung durch das Wort unterſagt, jeder Austauſch des Blickes war verboten.

Deshalb hatte ohne Zweifel der Anblick ſeiner Baſe in dem ſeltſamen Spiegel, in dem er ihre Züge verfolgt hatte, in dem Herzen Don Bernardos von Zuniga eine ſo heftige Gemüthsbewegung erweckt.

Er kehrte auf das Schloß zurück, aber noch weit tiefſinniger, weit finſterer, weit ſchweigſamer als gewöhnlich, und ſchloß ſich faſt ſogleich in das Zimmer ein, in welchem er das Porträt Annas von Niebla als Kind geſehen hatte. Ohne Zweifel ſuchte er auf der Leinwand die beweglichen Züge wiederzufinden, die er ſo eben in der Quelle hatte zittern ſehen, ihrer jugendlichen Entwickelung während der zehn Jahre zu folgen, welche verfloſſen waren, ſie bei dem Hauche des Lebens aufblühen zu ſehen, wie eine Blume in der Sonne aufblüht.

Er, der ſeit fünfzehn Jahren auf den Schlachtfeldern, bei den Ueberrumpelungen der Lager, bei den Stürmen der Städte gegen die Todtfeinde ſeines Vaterlandes und ſeiner Religion kämpfte, er verſuchte nicht einmal einen Augenblick lang dieſem weit ſchrecklicheren Feinde Widerſtand zu leiſten, der ihn angegriffen hatte und ihn bei dem erſten Angriffe unter ſich beugte.

Don Bernardo von Zuniga, der Ritter von Alcantara, liebte Anna von Niebla, die Nonne der unbefleckten Empfängniß.

Er mußte fliehen, fliehen, ohne einen Augenblick zu

verlieren, in dieſe wirklichen Schlachten zurückkehren, zu dieſen phyſiſchen Wunden, die nur den Leib tödten. Don Bernardo hatte nicht den Muth dazu.

Obgleich ſeine neuntägige Andacht mit Ausnahme eines Avemaria beendigt war, ſo kehrte er doch gleich am folgenden Tage nach der Quelle zurück, indem er nicht mehr betete, die Liebe hatte ſich ſeines Herzens bemächtigt und dem Gebete keinen Raum mehr gelaſſen. Nur erwartete er, auf der Höhe des Felſens ſitzend und das Auge nach dem Kloſter gewandt, einen neuen Zug gleich dem, den er bereits geſehen hatte, und der nicht kam.

So wartete er drei Tage lang ohne Ruhe, ohne Schlaf, indem er um das Kloſter herumſtreifte, deſſen Pforten unbarmherziger Weiſe verſchloſſen blieben. Am vierten Tage, der ein Sonntag war, wußte er, daß die Thüren der Kirche offen wären, und daß Jedermann dieſe Kirche betreten könnte.

Nur ſangen die Nonnen, in das Chor eingeſchloſſen, hinter großen Vorhängen, man hörte ſie, ohne ſie zu ſehen.

Und dieſer ſo ſehr erſehnte Tag kam endlich herbei. Unglücklicher Weiſe erwartete ihn Don Bernardo zu einem ganz unheiligen Zwecke; der Gedanke, daß dieſer Tag der wäre, an welchem er ſich dem Herrn nähern könnte, fiel ihm nicht einmal ein, er dachte nur daran, ſich Anna von Niebla zu nähern.

Zu der Stunde, an welcher ſich die Thore des Kloſters öffneten, war er da, indem er wartete.

Um zwei Uhr Morgens war er ſelbſt in den Stall

gegangen, hatte ſein Pferd geſattelt und war ausgeritten, ohne Jemand davon zu benachrichtigen. Von zwei Uhr bis acht Uhr war er in der Umgegend der Quelle herumgeirrt, nicht mehr die Stirn in ſeinen weiten Mantel gehüllt, um ſich vor dem Nordwinde der Berge zu ſchützen, ſondern die Stirn entblößt, indem er alle Winde der Nacht aufforderte, die Gluth zu erlöſchen, welche ihm das Gehirn zu verzehren ſchien.

Sobald er die Kirche betreten hatte, kniete Don Bernardo ſo nahe vor dem Chore der Kirche nieder, als es ihm möglich war, und er blieb dort wartend, die Kniee auf den Steinplatten, die Stirn auf den Marmor gebeugt.

Der Gottesdienſt begann. Don Bernardo hatte nicht einen Gedanken für den Erlöſer der Menſchen, deſſen heiliges Opfer vollzogen wurde; ſeine ganze Seele ſtand offen wie eine Vaſe, um die Geſänge aufzunehmen, die man ihm verſprochen hatte, und unter denen der Geſang Annas von Niebla gen Himmel ſteigen mußte.

Jedes Mal, daß ſich in dieſem lieblichen Concerte eine klangvollere, reinere, bebendere Stimme als die andern hören ließ, erbebte Don Bernardo auf der Stelle, und erhob unwillkürlich ſeine beiden Hände gen Himmel. Man hätte ſagen können, daß er ſich an dieſen Accord zu feſſeln und mit ihm gen Himmel zu ſteigen verſuchte.

Dann, als der Ton von den andern Stimmen bedeckt oder in ſeiner eigenen Begeiſterung erſchöpft, erloſchen war, ſank er wieder mit einem Seufzer zurück, wie als

ob er nur von dieſem lieblichen Klange gelebt, und er ohne ihn nicht hätte leben können.

Die Meſſe beendigte ſich unter ihm bis dahin unbekannten Gemüthsbewegungen. Die Geſänge hörten auf, die letzten Töne der Orgel erſtarben, die Anweſenden verließen die Kirche, die Prieſter kehrten in das Kloſter zurück. Das Gebäude war nur noch eine ſtumme und regungsloſe Leiche; das Gebet, welches die Seele deſſelben war, war gen Himmel zurückgeſtiegen.

Don Bernardo blieb allein, nun konnte er um ſich blicken. Ueber ſeinem Haupte war ein Gemälde angebracht, das den engliſchen Gruß vorſtellte; in einer Ecke des Gemäldes lag die Schenkerin mit gefalteten Händen auf den Knieen

Der Ritter von Alcantara ſtieß einen Ausruf der Ueberraſchung aus. Die Schenkerin, dieſe auf den Knieen und mit gefalteten Händen in einer Ecke des Gemäldes vorgeſtellte Frau, war Anna von Niebla.

Er rief den Meſſner, der die Kerzen auslöſchte, und befragte ihn.

Dieſes Gemälde war das Werk Annas von Niebla ſelbſt; ſie hatte ſich dem Gebrauche der Zeit gemäß, welcher faſt immer für die Schenkerin einen beſcheidenen Platz auf der geweihten Leinwand verlangte, auf den Knieen und im Gebete vorgeſtellt.

Die Stunde war gekommen, ſich zu entfernen; auf die Aufforderung, welche der Meſſner an ihn ſtellte, verneigte ſich Don Bernardo und verließ die Kirche.

Ein Gedanke war in ihm aufgeſtiegen, nämlich dieſes

Gemälde ſich zu erwerben, um welchen Preis es auch ſein mögte.

Aber alle Anträge, welche er dem Kapitel des Kloſters ſtellte oder ſtellen ließ, wurden zurückgewieſen, man antwortete ihm, daß das, was geſchenkt worden wäre, nicht verkauft werden könnte.

Don Bernardo ſchwur, daß er dieſes Gemälde beſitzen würde. Er raffte alles Geld zuſammen, das er ſich verſchaffen konnte, ungefähr zwanzig Tauſend Realen, bei weitem mehr, als der wirkliche Werth des Bildes, und er beſchloß am nächſten Sonntage mit Jedermann die Kirche zu betreten, wie er es bereits gethan hatte, ſich in irgend einem Winkel zu verſtecken, und in der Nacht die Leinwand abzunehmen und aufzurollen, indem er die zwanzig Tauſend Realen auf dem Altare ließ, dem er das Bild geraubt hätte.

Um wieder aus der Kirche zu kommen, ſo hatte er bemerkt, daß die Fenſter höchſtens zwölf Fuß hoch angebracht wären, und daß ſie auf den Kirchhof führten; er würde Stühle auf einander ſtellen, und die Kirche leicht durch ein Fenſter verlaſſen. Dann würde er das Schloß mit ſeinem Schatze wieder erreichen, es in einen prachtvollen Rahmen faſſen laſſen, es dem Porträt Annas von Niebla gegenüber aufhängen und ſein Leben in dieſem Zimmer zubringen, das ſein Leben enthielt. Die Tage und die Nächte verfloſſen in der Erwartung des Sonntags, der endlich herbeikam.

Don Bernardo von Zuniga trat als einer der Erſten ein, wie er es am Sonntage vorher gemacht

hatte. Er hatte die zwanzig Tauſend Realen in Gold bei ſich.

Was aber ſeine Augen gleich anfangs überraſchte, war die Trauer, welche die Kirche angelegt hatte; durch die Gitter des Chores ſah man die Enden der Kerzen glänzen, welche die Gipfel eines Katafalks beleuchteten.

Don Bernardo erkundigte ſich.

Am ſelben Morgen war eine Nonne geſtorben, und die Meſſe, der er beizuwohnen im Begriffe ſtand, war eine Todtenmeſſe.

Aber, wie wir geſagt, kam Don Bernardo nicht für die Meſſe, er kam, um die Ausführung ſeines Planes vorzubereiten.

Das Gemälde des engliſchen Gruſſes war an ſeinem Platze über dem Altare der Kapelle der Jungfrau.

Das niedrigſte Fenſter war zehn bis zwölf Fuß hoch, und mittelſt über einander geſtellter Bänke oder Stühle war Nichts leichter, als aus der Kirche zu kommen.

Dieſe Gedanken beſchäftigten Don Bernardo während der ganzen Dauer des Gottesdienſtes. Er fühlte wohl, daß er eine ſchlechte That zu begehen im Begriffe ſtände; aber er hoffte, daß der Herr ihm zu Gunſten ſeines ganzen, im Kampfe gegen die Ungläubigen zugebrachten Lebens, zu Gunſten dieſer ungeheuren Summe, die er an der Stelle des Gemäldes zurückließ, verzeihen würde.

Dann hörte er von Zeit zu Zeit die Trauergeſänge, und ſuchte vergebens unter allen dieſen friſchen, reinen und klangvollen Stimmen die Schwingung dieſer Stimme,

deren himmlischer Ton acht Tage zuvor alle Fibern seiner Seele erweckt, und sie wie eine himmlische Harfe unter den Fingern eines Seraphims hatte ertönen lassen.

Die klangvolle Saite war abwesend, und man hätte sagen können, daß eine Taste auf dem religiösen Claviere fehlte.

Die Messe endigte. Jedermann entfernte sich. Indem er vor einem Beichtstuhle vorüberging, machte ihn Don Bernardo von Zuniga auf, trat in denselben ein und verschloß ihn wieder hinter sich.

Niemand sah ihn.

Die Thüren der Kirche knarrten auf ihren Angeln. Bernardo hörte die Schlösser kreischen. Die Schritte des Messners streiften den Beichtstuhl, in welchem er versteckt war, und entfernten sich. Alles kehrte wieder in das Schweigen zurück.

Nun hörte man von Zeit zu Zeit in dem immer noch verschlossenen Beichtstuhle das Rauschen eines Schrittes auf den Steinplatten, dann das Gemurmel eines mit leiser Stimme verrichteten Gebetes.

Das war irgend eine Nonne, welche die Litaneien der Jungfrau bei der Leiche ihrer gestorbenen Gefährtin zu beten kam.

Der Abend kam herbei, die Dunkelheit verbreitete sich in der Kirche, das in eine Trauerkapelle umgestaltete Chor blieb allein erleuchtet.

Dann ging der Mond auf, einer seiner Strahlen fiel durch ein Fenster, und warf sein bleiches Licht in die Kirche.

Alles Geräuſch des Lebens erloſch allmählig außerhalb und innerhalb; gegen eilf Uhr hörten die letzten Gebete um die Todte herum auf, und Alles wich vor dieſem frommen, den Kirchen, den Klöſtern und den Friedhöfen eigenthümlichen Schweigen.

Der monotone und regelmäßige Schrei einer aller Wahrſcheinlichkeit nach auf einem der Kirche benachbarten Baume ſitzenden Nachteule, fuhr allein fort, in ſeinen traurigen Zwiſchenräumen zu erſchallen.

Don Bernardo dachte, daß der Moment gekommen wäre, ſein Vorhaben auszuführen. Er machte die Thüre des Beichtſtuhles auf, in welchem er verſteckt war, und ſtreckte den Fuß aus ſeiner Zufluchtsſtätte.

In dem Augenblicke, wo ſein Fuß ſich auf die Steinplatte der Kirche ſtellte, begann es Mitternacht zu ſchlagen.

Er wartete regungslos ab, bis die zwölf Schläge langſam erklungen waren, und ſich in gefühlloſen Schaudern allmählig verloren hatten, um den Beichtſtuhl gänzlich zu verlaſſen, und auf das Chor zuzuſchreiten; er wollte ſich überzeugen, daß Niemand mehr bei der Todten wache, und daß Niemand ihn bei der Ausführung ſeiner Abſicht ſtören würde.

Aber bei dem erſten Schritte, den er auf das Chor zu that, öffnete ſich das Gitter des Chores langſam, und eine Nonne erſchien.

Don Bernardo ſtieß einen Schrei aus. Dieſe Nonne war Anna von Niebla.

Ihr aufgeſchlagener Schleier ließ ihr Geſicht offen ſe-

hen. Ein Kranz weißer Roſen befeſtigte ihren Schleier auf ihrer Stirn. Sie hielt einen Roſenkranz von Elfenbein in der Hand, der gelb gegen die Hand ſchien, die ihn hielt.

— Anna! rief der junge Mann aus.

— Don Bernardo! flüſterte die Nonne.

Don Bernardo eilte herbei . . .

— Du haſt mich genannt, rief Don Bernardo aus, Du haſt mich alſo erkannt?

— Ja, antwortete die Nonne.

— An der heiligen Quelle?

— An der heiligen Quelle.

Und Don Bernardo umſchlang die Nonne mit ſeinen Armen.

Anna that Nichts, um ſich von der liebenden Umſchlingung loszumachen.

— Aber, fragte Bernardo, Verzeihung, denn ich werde närriſch vor Freude, närriſch vor Glück, was kömmſt Du zu thun?

— Ich wußte, daß Du da wäreſt!

— Und Du ſuchteſt mich?

— Ja.

— Du weißt alſo, daß ich Dich liebe? . . .

— Ich weiß es . . .

— Und Du, liebſt Du mich?

Die Lippen der Nonne blieben ſtumm.

— O! Niebla! Niebla! ein Wort, ein einziges. Bei unſerer Jugend, bei meiner Liebe, bei Chriſtus, liebſt Du mich?

— Ich habe Gelübde abgelegt, flüsterte die Nonne.

— O! was kümmern mich Deine Gelübde, rief Don Bernardo aus, habe ich deren nicht auch abgelegt, und habe ich sie nicht gebrochen!

— Ich bin todt für die Welt, sagte die bleiche Verlobte.

— Wärest Du todt für das Leben, Niebla, ich würde Dich wieder auferwecken.

— Du würdest mich nicht wieder aufleben lassen, sagte Anna, indem sie den Kopf schüttelte. Und ich, Bernardo, ich würde Dich sterben lassen . . .

— Es ist besser, in demselben Grabe zu schlafen, als getrennt zu sterben!

— Was beschließt Du dann, Bernardo?

— Dich zu entführen, Dich mit mir bis an das Ende der Welt zu nehmen, wenn es nothwendig ist, über die Oceane, wenn es sein muß.

— Wann das?

— Auf der Stelle.

— Die Thüren sind verschlossen.

— Du hast Recht, bist Du morgen frei?

— Ich bin immer frei.

— Erwarte mich morgen hier um dieselbe Stunde, ich werde einen Schlüssel zur Kirche haben.

— Ich werde Dich erwarten, aber wirst Du kommen?

— Ah! bei meinem Leben, ich schwöre es Dir. Aber Du, welches ist Dein Schwur, welches ist Dein Pfand?

— Nimm, sagte sie, hier ist mein Rosenkranz.

Und ſie knüpfte ihm den Roſenkranz von Elfenbein um den Hals.

Zu gleicher Zeit umarmte Bernardo Anna von Niebla, und drückte ſie mit beiden Händen an ſeine Bruſt; ihre Lippen begegneten ſich und wechſelten einen Kuß aus.

Aber, ſtatt glühend wie ein erſter Kuß der Liebe zu ſein, war die Berührung der Lippen der Nonne eiſig, und die Kälte, welche durch die Adern Don Bernardos rollte, erfüllte ſein Herz.

—Es iſt gut, ſagte Anna, und jetzt wird keine menſchliche Macht uns mehr trennen können. Auf Wiederſehen, Zuniga.

—Auf Wiederſehen, theure Anna. Auf morgen!

—Auf morgen!

Die Nonne machte ſich aus den Armen ihres Geliebten los, entfernte ſich langſam von ihm, indem ſie dabei den Kopf umwandte, und kehrte in das Chor zurück, das ſich hinter ihr wieder verſchloß.

Die Arme nach ihr ausgeſtreckt, aber regungslos auf ſeinem Platze, ließ ſie Bernardo von Zuniga zurückkehren, und erſt als er ſie hatte verſchwinden ſehen, dachte er daran, ſich zurückzuziehen.

Er ſtellte vier Bänke neben einander, ſtellte vier andere Bänke darüber, ſtellte einen Stuhl auf dieſe Bänke, und verließ, wie er es im Voraus beſchloſſen hatte, die Kirche durch das Fenſter. Das Gras war hoch und dicht, wie man es gewöhnlich auf den Kirchhöfen findet; er konnte

daher, ohne ſich irgend ein Leid zuzufügen, von der Höhe von zwölf Fuß hinabſpringen.

Er hatte nicht nöthig, das Porträt Annas von Niebla mitzunehmen, da am folgenden Tage Anna von Niebla ſelbſt ihm angehören würde.

IX.

Der lebendige Todte.

Der Tag begann am Horizonte aufzugehen, als Don Bernardo von Zuniga ſein Pferd in dem Wirthshauſe, wo er es gelaſſen hatte, wieder abholte.

Eine unbegreifliche Unbehaglichkeit hatte ſich ſeiner bemächtigt, und obgleich in ſeinen weiten Mantel gehüllt, fühlte er, wie der Froſt ihn allmählig überfiel.

Er fragte den Stallknecht, wer der Schloſſer des Kloſters wäre; man deutete ihm denſelben an.

Er wohnte an dem äußerſten Ende des Dorfes.

Um ſich wieder zu erwärmen, ſetzte Don Bernardo ſein Pferd in ſcharfen Trab, und nach Verlauf eines Augenblickes hörte er die Hammerſchläge auf dem Amboſe erſchallen, und ſah durch die Fenſter und durch die offene Thüre die glühenden Funken bis in die Mitte der Straße ſprühen.

An der Thür des Schloſſers angelangt, ſtieg er vom Pferde; aber immer mehr von dem Froſte überfallen, verwunderte er ſich über die automatiſche Steife ſeiner Bewegungen.

Der Schloſſer war gleichfalls mit aufgehobenem Hammer ſtehen geblieben, indem er dieſen edeln, in ſeinen Rittermantel des Ordens von Alcantara gehüllten Herrn anblickte, der vor ſeiner Thüre abſtieg, und wie ein gewöhnlicher Kunde zu ihm eintrat.

Als er ſah, daß er wirklich mit ihm zu thun hätte, legte der Schloſſer ſeinen Hammer auf den Amboß, nahm ſeine Mütze ab, und fragte höflich:

— Was ſteht zu Euren Dienſten, gnädiger Herr?

— Du biſt der Schloſſer des Kloſters zur Unbefleckten Empfängniß, erkundigte ſich der Ritter.

— Ich bin es, ja, gnädiger Herr, antwortete der Schloſſer.

— Du haſt die Schlüſſel des Kloſters?

— Nein, gnädiger Herr, ſondern nur die Zeichnungen, damit, wenn einer dieſer Schlüſſel verloren gehen ſollte, ich ihn erſetzen kann.

— Wohlan! ich will den Schlüſſel zur Kirche.

— Den Kirchenſchlüſſel?

— Ja.

— Entſchuldigt mich, gnädiger Herr, aber es iſt meine Pflicht, Euch zu fragen, was Ihr damit zu thun gedenkt.

— Ich will meine Hunde damit brennen, um ſie vor der Waſſerſcheu zu bewahren.

— Das ist ein Recht des Grundherrn. Seid Ihr der Grundherr des Bodens, auf welchem die Kirche gebaut ist?

— Ich bin Don Bernardo von Zuniga, Sohn Peters von Zuniga, Grafen von Bagnarès, Marquis von Alhamonte. Ich habe den Befehl über Hundert Krieger und bin Ritter von Alcantara, wie Du es an meinem Mantel sehen kannst.

— Das ist nicht möglich, sagte der Schlosser mit einem sichtlichen Ausdrucke des Entsetzens.

— Und warum ist das nicht möglich?

— Weil Ihr lebendig und wirklich lebendig seid, obgleich Ihr Frost zu haben scheint, und Don Bernardo von Zuniga heute Nacht gegen ein Uhr Morgens gestorben ist.

— Und wer hat Dir diese schöne Neuigkeit gesagt? fragte der Ritter.

— Ein Knappe in einem Wamms mit dem Wappen von Bejar, der vor einer Stunde vorüberkam, um in dem Kloster zur Unbefleckten Empfängniß eine Todtenmesse zu bestellen.

Don Bernardo brach in Gelächter aus.

— Nimm, sagte er, hier sind einstweilen zehn Goldstücke für Deinen Schlüssel. Ich werde ihn heute Nachmittag abholen, und Dir noch eben so viel dafür bringen.

Der Schlosser verneigte sich zum Zeichen der Einwilligung; zwanzig Goldstücke, das war mehr, als er in einem Jahre verdiente, und das war wohl der Mühe werth, sich einem Verweise auszusetzen.

Warum ſollte er außerdem einen Verweis erhalten? Es war der Gebrauch, die Jagdhunde mit den Kirchenſchlüſſeln zu brennen, um ſie vor der Hundswuth zu bewahren. Ein Ritter, der ihn ſo freigebiger Weiſe bezahlte, konnte, wer er auch ſein mogte, kein Dieb ſein.

Don Bernardo ſtieg wieder zu Pferde. Er hatte verſucht ſich in der Schmiede zu erwärmen, aber es hatte ihm nicht gelingen wollen; er hoffte mehr von der Sonne, welche ſich hell und warm zu zeigen begann, wie ſie es in Spanien bereits im Monat März iſt.

Er erreichte die Felder und begann zu galoppiren, aber der Froſt überfiel ihn immer mehr, und eiſige Schauder überliefen ſeinen ganzen Körper.

Das war nicht Alles; er ſchien wie an das Kloſter gefeſſelt, er beſchrieb einen Kreis, deſſen Mittelpunkt der Kirchthurm bildete.

Indem er gegen eilf Uhr durch einen Wald ritt, ſah er einen Schreiner, der Bohlen von Eichenholz zuſchnitt; das war eine Arbeit, welche er ſehr oft Schreiner hatte verrichten ſehen, und dennoch fühlte er ſich wie unwillkürlich fortgeriſſen, dieſen Mann zu befragen.

— Was machſt Du da? fragte er ihn.

— Ihr ſeht es wohl, gnädiger Herr, antwortete dieſer.

— Nicht doch, da ich Dich frage.

— Nun denn, ich mache einen Sarg.

— Von Eichenholz? Du arbeiteſt alſo für einen vornehmen Herrn?

— Er iſt für den Ritter Don Bernardo von Zuniga,

Sohn des gnädigen Herrn Peter von Zuniga, Grafen von Bagnarès, Marquis von Ayamonte.

— Der Ritter ist also gestorben?

— Heute Nacht gegen ein Uhr Morgens, antwortete der Schreiner.

— Er ist ein Narr, sagte der Ritter, indem er die Achseln zuckte, und setzte seinen Weg fort.

Als er sich dem Dorfe näherte, in welchem er den Schlüssel bestellt hatte, begegnete er gegen ein Uhr einem Mönche, der auf einem Maulthiere ritt, und dem ein Meßner folgte, welcher zu Fuß ging.

Der Meßner trug ein Krucifix und einen Weihkessel.

Don Bernardo hatte sein Pferd bereits zur Seite gezogen, um den frommen Mann vorüber zu lassen, als er plötzlich, indem er sich eines andern besann, ihm einen Wink mit der Hand gab, daß er ihn zu sprechen wünsche.

Der Mönch hielt.

— Woher kommt Ihr, mein Vater? fragte der Ritter.

— Von dem Schlosse Bejar, gnädiger Herr.

— Von dem Schlosse Bejar! wiederholte Don Bernardo erstaunt.

— Ja.

— Und was habt Ihr auf dem Schlosse Bejar gemacht?

— Ich war dort, um Don Bernardo von Zuniga, der, da er gegen Mitternacht sich dem Tode nahe fühlte, mich hatte rufen lassen, um Absolution für seine Sünden zu erhalten, Beichte zu hören und die letzte Oehlung zu

geben; aber obgleich ich in aller Eile aufgebrochen war, ſo bin ich dennoch zu ſpät gekommen.

— Wie! zu ſpät?

— Ja, bei meiner Ankunft war Don Bernardo von Zuniga bereits geſtorben.

— Bereits geſtorben! wiederholte der Ritter.

— Ja, und außerdem ohne Beichte geſtorben. Möge Gott Erbarmen mit ſeiner Seele haben!

— Um wie viel Uhr war er geſtorben?

— Gegen ein Uhr Nachts, antwortete der Mönch.

— Das iſt eine Wette, ſagte der Ritter unwillig, dieſe Leute haben gewettet mich wahnſinnig zu machen.

Und er ſetzte ſein Pferd wieder in Galopp.

Zehn Minuten nachher befand er ſich vor der Thüre des Schloſſers.

— O! o! ſagte der Schloſſer, was hat denn Eure Gnaden? Ihr ſeid ſehr bleich.

— Mich friert, ſagte Don Bernardo.

— Hier iſt Euer Schlüſſel.

— Hier iſt Dein Gold.

Und er warf ihm die zwölf andern Goldſtücke in die Hand.

— Jeſus! ſagte der Schloſſer, wohin ſteckt Ihr denn Euren Geldbeutel?

— Warum das?

— Euer Gold iſt kalt wie Eis. Apropos . . .

— Was gibt es?

— Vergeßt nicht, Euch drei Mal zu bekreuzigen, bevor Ihr Gebrauch von dem Schlüſſel macht.

— Warum das?

— Weil, wenn man einen Kirchenschlüssel schmiedet, der Teufel niemals ermangelt, das Feuer anzublasen.

— Es ist gut. Und vergiß Du nicht für die Seele Don Bernardos von Zuniga zu beten, sagte der Ritter, indem er zu lächeln versuchte.

— Mit großem Vergnügen, sagte der Schlosser, aber ich fürchte sehr, daß meine Gebete zu spät kommen, da er gestorben ist.

Obgleich Don Bernardo diese verschiedenen Erzählungen mit ruhiger Miene aufgenommen und diese verschiedenen Antworten mit einem Lächeln angehört hatte, so hatte dennoch das, was er seit dem Morgen gesehen und gehört, nicht unterlassen, auf ihn einen lebhaften Eindruck zu machen, so tapfer er auch sein mogte. Besonders diese Kälte, diese tödtliche Kälte, welche immer mehr zunahm, indem sie selbst das Klopfen seines Herzens, selbst das Mark seiner Knochen erstarrte, vernichtete ihn unwillkürlich. Er stützte seine Füße auf seine Steigbügel, und fühlte die Stütze nicht mehr, auf welcher er stand. Er drückte eine seiner Hände mit der andern, und fühlte den Druck seiner Hand nicht mehr.

Die Abendluft kam herbei, indem sie wie ein Nordwind an seinen Ohren pfiff und durch seinen Mantel und durch seine Kleider drang, wie als ob der eine und die andern nicht dichter gewesen wären, als ein Spinnengewebe.

Als die Nacht angebrochen, ritt er auf den Kirchhof, und band sein Pferd an den Fuß einer Platane. Er so

wenig als ſein Pferd hatten den ganzen Tag über daran gedacht, etwas zu genießen.

Er legte ſich in das hohe Gras, um ſo viel als möglich dem eiſigen Winde zu entgehen, der ihn erſtarrte. Kaum aber hatte er den Boden berührt, als es noch weit ärger war. Dieſer Boden voll von Atomen des Todes ſchien eine Marmorplatte.

Allmählig, welche Mühe er ſich auch gab, um der Kälte zu widerſtehen, verſank er in eine Art von Erſtarrung, aus welcher er durch das Geräuſch erweckt wurde, das zwei Männer machten, die ein Grab gruben.

Er nahm alle ſeine Kräfte zuſammen, und erhob ſich auf ſeinem Ellbogen.

Die beiden Todtengräber, welche einen Mann ſahen, der aus einem Grabe hervorzukommen ſchien, ſtießen einen Schrei aus.

— O! bei Gott! ſagte er zu den Todtengräbern, ich danke Euch, mich geweckt zu haben. Es war Zeit.

— In der That, ſagten dieſe Männer, dankt uns, gnädiger Herr, denn wenn man hier einſchläft, ſo erwacht man ſelten.

— Und was macht Ihr zu dieſer Stunde auf dieſem Kirchhofe?

— Ihr ſeht es wohl.

— Ihr grabt ein Grab?

— Ohne Zweifel.

— Und für wen?

— Für Don Bernardo von Zuniga.

— Für Don Bernardo von Zuniga?

— Ja. Es ſcheint, daß der würdige Herr in dem Teſtamente, das er vor vierzehn Tagen oder drei Wochen gemacht hat, verlangt hat, auf dem Kirchhofe des Kloſters zur Unbefleckten Empfängniß begraben zu werden, ſo daß man uns erſt heute Abend geſagt hat, uns ans Werk zu machen; jetzt handelt es ſich darum, die verlorene Zeit wieder einzubringen.

— Und um wie viel Uhr iſt er geſtorben?

— In der vergangenen Nacht um ein Uhr Morgens. Da, jetzt wo das Grab fertig iſt, mag Herr Don Bernardo kommen, wann es ihm beliebt. Gott befohlen, gnädiger Herr.

— Warte, ſagte der Ritter, jede Mühe verdient ihren Lohn; nimm, das iſt für Dich und Deinen Kameraden.

Und er warf ſieben bis acht Goldſtücke auf den Boden, welche die Todtengräber ſich aufzuraffen beeilten.

— Heilige Jungfrau! ſagte einer der Todtengräber, ich hoffe, daß der Wein, den wir auf Eure Geſundheit trinken werden, nicht eben ſo kalt ſein wird, als Euer Gold, ſonſt müßte die Seele in dem Leibe erfrieren.

Und ſie verließen den Kirchhof.

Es hatte ſo eben halb zwölf Uhr geſchlagen; Don Bernardo ging noch eine halbe Stunde lang ſpazieren, indem er alle Mühe von der Welt hatte ſich aufrecht zu erhalten, ſo ſehr fühlte er ſein Blut in ſeinen Adern gerinnen; endlich ſchlug es Mitternacht.

Bei dem erſten Schlage der Glocke ſteckte Don Bernardo den Schlüſſel in das Schloß und machte die Thüre auf.

Das Erſtaunen des Ritters war groß; die Kirche war erleuchtet, das Chor ſtand offen, die Pfeiler und die Gewölbe waren ſchwarz behangen, Tauſend Kerzen brannten in der Trauerkapelle.

In Mitte der Kapelle war eine Eſtrade errichtet, und auf der Eſtrade lag eine weiß gekleidete Nonne, die auf dem Kopfe einen weißen Schleier trug, der mit einem Kranze von weißen Roſen auf ihrer Stirn befeſtigt war.

Eine ſeltſame Ahnung beklomm das Herz des Ritters. Er näherte ſich der Eſtrade, neigte ſich über die Leiche, lüftete den Schleier und ſtieß einen Schrei aus.

Dieſe Leiche war die Annas von Niebla.

Er wandte ſich um, blickte um ſich, indem er ſuchte, wen er befragen könnte, und erblickte den Meßner.

— Was iſt das für eine Leiche? fragte er.

— Die Annas von Niebla, antwortete der wackere Mann.

— Seit wann iſt ſie geſtorben?

— Seit Sonntag Morgen.

Don Bernardo fühlte die Kälte noch zunehmen, welche ſeinen Körper erſtarrte, obgleich er es für unmöglich hielt.

Er legte ſeine Hand auf ſeine Stirn.

— Geſtern um Mitternacht war ſie alſo todt? fragte er.

— Ohne Zweifel.

— Wo war ſie geſtern um Mitternacht?

— Wo ſie heute Nacht um dieſelbe Stunde iſt; nur war die Kirche nicht behangen, die Kerzen des Katafalks

waren allein angezündet, und das Gitter des Thores war verſchloſſen.

— Jemand, fuhr der Ritter fort, der geſtern um dieſelbe Stunde Anna von Niebla hätte zu ſich kommen ſehen, hätte alſo einen Schatten geſehen? Jemand, der mit ihr geſprochen hätte, hätte alſo mit einem Geſpenſte geſprochen?

— Gott bewahre einen Chriſten vor einem ſolchen Unglücke! er hätte wirklich mit einem Geſpenſte geſprochen, er hätte einen Schatten geſehen.

Don Bernardo wankte.

Er begriff Alles; er hatte ſich mit einem Schatten verlobt, er hatte den Kuß eines Geſpenſtes empfangen.

Deshalb war dieſer Kuß ſo kalt, deshalb rollte ein eiſiger Strom durch ſeinen ganzen Körper.

In dieſem Augenblicke fiel ihm die Meldung ſeines eigenen Todes wieder ein, die ihm von dem Schloſſer, von dem Schreiner, von dem Prieſter und von dem Todtengräber gemacht worden war.

Wie man ihm geſagt hatte, war er um ein Uhr geſtorben.

Um ein Uhr hatte er den Kuß Annas von Niebla empfangen.

War er todt oder lebendig?

Fand bereits eine Trennung der Seele von dem Körper ſtatt?

War es ſeine Seele, welche in der Umgegend des Kloſters zur Unbefleckten Empfängniß herumirrte, während ſein geſtorbener Leib auf dem Schloſſe Bejar lag?

Er ließ den Schleier wieder fallen, den er von dem Geſichte der Todten zurückgeſchlagen hatte, und ſtürzte aus der Kirche; der Schwindel hatte ihn ergriffen.

Es ſchlug ein Uhr.

Mit geſenktem Kopfe, mit beklommenem Herzen, ſtürzte Don Bernardo auf den Kirchhof, ſtrauchelte an dem offenen Grabe, ſtand wieder auf, band ſein Pferd los, ſchwang ſich auf den Sattel, und ſprengte in der Richtung des Schloſſes Bejar davon.

Dort allein würde ſich für ihn das ſchreckliche Räthſel löſen, zu wiſſen, ob er todt ſei oder lebendig.

Aber, wie ſonderbar! ſeine Empfindungen waren faſt erſtorben. Das Pferd, das ihn forttrug, fühlte er kaum zwiſchen ſeinen Beinen; der einzige Eindruck, für den er empfänglich war, war die zunehmende Kälte, die ihn wie ein Hauch des Todes überfiel.

Er ſpornte ſein Pferd, das ſelbſt ein geſpenſtiges Pferd ſchien. Es ſchien ihm, als ob ſeine Mähne ſich verlängerte, als ob ſeine Hufe die Erde nicht mehr berührten, als ob ſein Galopp aufgehört hätte, auf dem Boden zu erſchallen.

Plötzlich tauchten zu ſeiner Rechten und zu ſeiner Linken zwei ſchwarze Hunde ohne Geräuſch, ohne Bellen auf; ihr Augen waren Flammen, ihr Rachen blutroth.

Sie ſprengten an der Seite des Pferdes mit flammenden Augen, mit offenem Rachen; ſie berührten die Erde nicht mehr als das Pferd; Pferd und Hunde glitten über die Oberfläche des Bodens dahin; ſie liefen nicht, ſie flogen.

Alle Gegenstände, welche sich zur Seite des Weges befanden, verschwanden vor den Augen des Ritters, wie von einem Orkane davongetragen; endlich erblickte er in der Ferne die Thürme, die Mauern und die Thore des Schlosses Bejar.

Dort mußten alle seine Zweifel gelöst werden; er spornte daher auch sein Pferd an, das die Hunde begleiteten, das die Glocke verfolgte.

Das Schloß seiner Seits schien ihm entgegen zu kommen. Das Thor stand offen, der Ritter sprengte hinein, er überschritt die Schwelle, er befand sich in dem Hofe.

Niemand hatte auf ihn geachtet, und dennoch war der Hof voll von Menschen.

Er sprach, man antwortete ihm nicht; er frug, man sah ihn nicht; er berührte, man fühlte ihn nicht.

In diesem Augenblicke erschien ein Herold auf der Freitreppe.

—Hört, hört, hört, sagte er, die Leiche Don Bernardos von Zuniga wird den durch sein Testament ausgedrückten Wünschen zu Folge auf den Kirchhof des Klosters zur Unbefleckten Empfängniß gebracht werden; mögen die, welche das Recht haben, ihn mit Weihwasser zu besprengen, mir folgen.

Und er trat in das Schloß.

Der Ritter wollte seinen Weg bis ans Ende fortsetzen; er ließ sich von seinem Pferde gleiten, aber er fühlte den Boden nicht mehr unter seinen Füßen, und er sank auf die Knie, indem er sich mit der Hand an die Steigbügel seines Pferdes zu klammern versuchte.

In dieſem Augenblicke ſprangen die beiden ſchwarzen Hunde ihm an die Gurgel und erdroſſelten ihn.

Er wollte einen Schrei ausſtoßen, aber er hatte nicht die Kraft dazu. Kaum vermogte er einen Seufzer auszuſtoßen.

Die Anweſenden ſahen zwei Hunde, welche unter ſich zu kämpfen ſchienen, während ein Pferd wie ein Schatten verſchwand.

Sie wollten die Hunde ſchlagen, aber dieſe trennten ſich nicht eher, als bis ſie ihr unſichtbares Werk ausgeführt hatten.

Nun ſprengten ſie neben einander aus dem Hofe und verſchwanden.

An der Stelle, wo ſie ſich zehn Minuten lang aufgehalten hatten, fand man geſtaltloſe Ueberreſte und unter dieſen Ueberreſten den Roſenkranz Annas von Niebla.

In dieſem Augenblicke erſchien von den Pagen und von den Knappen des Schloſſes getragen die Leiche Don Bernardos von Zuniga auf der Freitreppe.

Am folgenden Tage wurde er mit großem Prunke auf dem Kirchhofe des Kloſters zur Unbefleckten Empfängniß zur Seite ſeiner Baſe Anna von Niebla begraben.

Gott möge ihm barmherzig ſein!

Ich hatte mein Leſen beendigt, als mein Führer wieder erſchien.

Ich ging ihm entgegen.

— Was iſt das für ein Manuſcript? fragte ich ihn.

— Dieſes Manuſcript?

Und er betrachtete es.

— Meiner Treue! ich weiß es nicht, ſagte er.

— Sie müſſen es indeſſen wiſſen, denn es iſt aus Ihrer Taſche gefallen, als Sie Sich entfernten.

— Wahrhaftig?

— Ja.

— In dieſem Falle muß es zu dem Gepäcke eines Gelehrten gehört haben, der vor drei Wochen durch die Sierra gekommen iſt.

— Und er ging?

— Wie ich glaube von Malaga nach Sevilla.

— Sie wiſſen nicht wie er hieß?

— Meiner Treue, nein. Wollen Sie etwas von ihm?

— Ich wünſchte ihn um die Erlaubniß zu bitten, dieſe Sage zu überſetzen.

— Ich gebe ſie Ihnen.

— Wie! Sie geben ſie mir?

— Ja.

— Mit welchem Rechte?

Der Torero begann zu lachen.

— Als Univerſalerbe, ſagte er.

— Er iſt alſo geſtorben?

— Und begraben.

Hierauf, da ich ihn anblickte, wie als ob ich ihn nicht recht verſtanden hätte, ſagte er:

— Das dritte Kreuz zur Rechten, wenn Sie nach Cordova zurückkehren.

Indem er hierauf plötzlich hinter ein Gebüsch zurücktrat, rief er aus:

— Für Sie, für Sie! den Eber! das Treiben hat begonnen.

X.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Der Rabenfänger.

Als ich eines Morgens im Monat März 1848 aus meinem Schlafzimmer in mein Arbeitskabinet ging, fand ich wie gewöhnlich auf meinem Schreibtische einen Stoß von Zeitungen, und auf dieſem Stoße von Zeitungen einen Stoß von Briefen.

Unter dieſen Briefen befand ſich einer, deſſen großes rothes Siegel gleich anfangs meine Blicke auf ſich zog. Er hatte durchaus keinen Poſtſtempel und war ganz einfach an Herrn Alexander Dumas in Paris adreſſirt, was andeutete, daß er von einer dritten Perſon übergeben war.

Die Handſchrift hatte einen fremdartigen Charakter, welcher zwiſchen der Engliſchen und der Deutſchen Schrift

schwankte; der, welcher sie geschrieben hatte, mußte an das Befehlen gewöhnt sein und eine gewisse Festigkeit des Entschlusses haben, das Ganze war durch Regungen des Herzens und durch Launen der Meinungen genuldert, welche zuweilen aus ihm einen ganz andern Menschen machten, als es den äußern Anschein hatte.

Wenn ich einen Brief von einer unbekannten Handschrift erhalte, und dieser Brief mir von irgend einer angesehenen Person zu kommen scheint, so mache ich mir ziemlich gern im Voraus und nach den unbedeutenden von ihm auf die Aufschrift geschriebenen Zeilen einen Begriff über seinen Rang, seine Gewohnheiten und seinen Charakter.

Als ich meine Betrachtungen angestellt, brach ich den Brief auf, und las folgendes:

„Haag, den 22. Februar 1848.

Mein Herr!

Ich weiß nicht, ob Herr Eugene Vivier, der große Künstler, der uns im Laufe des Winters besucht hat, und dessen Bekanntschaft zu machen ich so glücklich gewesen bin, Ihnen gesagt hat, daß ich einer der fleißigsten Leser Ihrer Werke sei, so zahlreich sie auch sein mögen, denn sagte ich, Fräulein von Belle Isle, Amaury, die drei Mousquetaire, Zwanzig Jahre nachher, Bragelonne und Monte Christo gelesen zu haben, hieße Ihnen ein zu alltägliches Compliment machen.

Es drängte mich daher seit langer Zeit, Ihnen ein

Andenken anzubieten und Sie zu gleicher Zeit mit einem der größten Künstler unserer Nation, Herrn Backhuisen bekannt zu machen.

Erlauben Sie mir daher, mein Herr, Ihnen hierbei vier Zeichnungen dieses Künstlers zu überreichen, welche die hervorstechendsten Scenen Ihres Romans: Die drei Mousquetaire, vorstellen.

Jetzt sage ich Ihnen Lebewohl, und bitte Sie zu glauben, mein Herr, daß ich bin, Ihr wohlgeneigter

Wilhelm, Prinz von Oranien."

Ich gestehe, daß dieser vom 22. Februar 1848, das heißt von dem Tage, an welchem die Pariser Revolution ausbrach, datirte, einen oder zwei nach dem Tage, an welchem man mich unter dem Vorwande hatte umbringen wollen, daß ich ein Freund der Fürsten wäre, empfangene Brief mir ein großes Vergnügen machte.

In der That, für den Dichter ist das Ausland die Nachwelt; frei von unserem kleinlichen literarischen Hasse, von unserer kleinlichen künstlerischen Eifersucht, richtet das Ausland, wie die Zukunft den Mann nach seinen Werken, und der Kranz, der über die Grenze kömmt, ist von denselben Blumen geflochten, welche man auf ein Grab niederlegt.

Die Neugierde siegte indessen über die Dankbarkeit. Ich begann damit, die Mappe zu öffnen, welche auf eine Ecke meines Schreibtisches gelegt war, und fand darin in der That vier allerliebste Zeichnungen, von denen die eine die Ankunft d'Artagnans und seines gelben Pferdes in

Meuny vorſtellte, die andere den Ball, auf welchem Mylady die Diamantneſteln von den Wammſe Buckinghams abſchneidet. Die dritte die Baſtion Saint Gervais, die vierte den Tod Myladys.

Hierauf ſchrieb ich an den Prinzen, um ihm zu danken.

Uebrigens kannte ich den Prinzen ſeit langer Zeit als einen Künſtler; ich wußte, daß er ein ausgezeichneter Componiſt wäre, und zwei andere Prinzen, die ſich auf Menſchen und auf Künſte verſtehen, hatten mit mir oft von ihm geſprochen, der Herzog von Orleans und der Prinz Hieronymus Napoleon.

Man weiß, daß der Herzog von Orleans vortrefflich in Kupfer ſtach. Ich habe aus ſeinen Händen hervorgegangene Probedrucke, welche Muſter von Kupferſtichen in geätzter und in Tuſch-Manier ſind.

Was den Prinzen Napoleon anbelangt, ſo habe ich von ihm, was er wahrſcheinlicher Weiſe vergeſſen hat, republikaniſche Verſe, welche ihm auf dem Gymnaſium in Stuttgart eine derbe Strafpredigt zugezogen hatten, und die mir im Jahre 1839 oder 1840 von der ſchönen Prinzeſſin Mathilde in Florenz geſchenkt wurden.

Ich hatte beſonders von der Prinzeſſin von Oranien als von einer jener erhabenen Frauen ſprechen hören, welche, wenn ſie ſich nicht Eliſabeth oder Chriſtine nennen, ſich Frau von Sévigné oder Frau von Staël nennen.

Es geht daraus hervor, daß, als der Prinz von Oranien berufen war, ſeinem Vater auf dem Throne von Holland zu folgen, natürlicher Weiſe der Gedanke in mir

aufstieg, die Reise nach Amsterdam zu machen, um der Krönung des neuen Königs beizuwohnen, um dem ehemaligen Prinzen von Oranien meinen Dank zu bezeigen.

Ich brach daher am letzten 9. Mai auf.

Am 10. meldeten die Zeitungen, daß ich mich nach Amsterdam begäbe, um eine Beschreibung der Krönungsfestlichkeiten zu schreiben.

Man hatte dasselbe gemeldet, als ich am 2. October 1846 nach Madrid reiste.

Ich bitte die Zeitungen, welche so gütig sein wollen, sich mit mir zu beschäftigen, um Verzeihung; aber wenn ich auf die Hochzeiten von Fürsten gehe, so gehe ich zu ihnen als Miteingeladener und nicht als Geschichtsschreiber.

Dieses festgestellt, komme ich wieder auf meine Abreise zurück.

Außer dem Vergnügen der Ortsveränderung, außer dem Bedürfnisse, von Zeit zu Zeit eine andere Luft einzuathmen, als die, welche man gewöhnlich einathmet, war mir eine herrliche Ueberraschung vorbehalten.

Als ich aus dem Wartesaale unter die Halle der Eisenbahn gehen wollte, fühlte ich, daß man mich an dem Schooße meines Ueberrockes zog.

— Wo wollen Sie denn hin? fragte mich der, welcher mit Hilfe der bemerkten Geberde meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Ich stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus.

— Und Sie?

— Nach Holland.

— Und ich auch. — Die Krönung zu sehen?

— Ja.

— Und ich auch. — Sind Sie direct eingeladen?

— Nein; aber ich weiß, daß der König ein Künſtler iſt, und da es ſeit dem Tode des Herzogs von Orleans nicht viele Fürſten gibt, die Künſtler ſind, ſo will ich dieſen krönen ſehen.

Mein Reiſegefährte war Biard.

Die, welche den Conſtitutionell in dieſem Augenblicke halten und ihre Zeit damit verlieren, meine Aufſätze zu leſen, kennen Biard dem Namen nach, wenn ſie ihn nicht perſönlich kennen. Biard iſt, wie man weiß, der geiſtreiche Pinſel, welcher die Revue der Nationalgarde in einem Dorfe, die Taufe des Oſtindienfahrers, die vertheilten Ehrenbezeugungen gefertigt hat. Er iſt der poetiſche Pinſel, der uns am Fuße eines Eisberges, welcher kracht und ſich ſpaltet, jene beiden Lappländer gezeigt hat, welche jeder in einer Pirogue vorüberkommen, und die ſich im Vorüberkommen umarmen; er iſt endlich der Maler aller dieſer reizenden weiblichen Porträts voll Zauber und Licht, die man auf der letzten Ausſtellung und auch auf der gegenwärtigen hat ſehen können; aber er iſt beſonders und mehr noch als Alles das, denn ich habe die ſchlechte Gewohnheit, den Menſchen vor den Künſtler zu ſtellen, ein liebenswürdiger Mann, ein unermüdlicher Erzähler, ein Wanderer im Süden, wie im Norden, ein wohlwollender Freund, ein Kunſtgenoſſe ohne Eiferſucht, der ſich vergißt, wenn er von Andern ſpricht; er iſt endlich ein Reiſegefährte, wie ich jedem meiner Leſer einen wünſche, wenn ſie eine Reiſe

um die Welt machen, und wie ich entzückt war einen zu finden, der mit mir nach Holland ging.

Es war ein bis zwei Jahre her, daß wir uns nicht gesehen hatten. Welch seltsames Leben das unsrige ist, man liebt sich, wenn man sich begegnet, man ist glücklich, sich zu sehen, man bringt Stunden, Tage, eine Woche ganz vergnügt über dieses Zusammenleben zu, das der Zufall veranlaßt hat; man kehrt in denselben Wagen zurück, man läßt sich durch denselben Fiaker nach Haus fahren, man drückt sich die Hand, indem man sich auf die ernsteste Weise von der Welt sagt: — Ah! es ist albern, uns nicht zu sehen, besuchen wir uns doch ein wenig, — und man sieht sich nicht wieder.

Denn jeder kehrt in sein Leben zurück, macht sich wieder an sein Werk, baut seinen Ameisenhaufen oder seine Riesengebäude, denen die Nachwelt allein ihre wahre Höhe, die Zeit ihre wahre Dauer anweisen wird.

Diese, auf der Straße von Brüssel zwischen Biard und meinem Sohne zugebrachte Nacht war eine angenehme Nacht; es befanden sich noch fünf bis sechs andere Personen mit uns in derselben Diligence; haben Sie etwas von dem verstanden, was wir gesagt haben? Ich zweifle daran; waren wir nach Verlauf von fünfzig Meilen des Weges und von fünf bis sechs Stunden der Reise für sie noch vernünftige Leute oder Einfaltspinsel? Ich weiß es nicht; unser Witz ist so sonderbar! er springt so rasch von den Höhen der Philosophie in die niederen Regionen des Wortspieles herab! er hat ein so eigenthümliches, so persönliches, so excentrisches Gepräge! Er gehört dermaßen

einer Kaſte an, daß es gewiſſermaßen einer langen Einweihung in dieſen Witz bedarf, um ihn zu verſtehen!

Da man aber Alles müde wird, ſelbſt zu lachen, ſo erſchöpfte ſich das Geſpräch gegen zwei Uhr; gegen drei Uhr ſchliefen wir ein; gegen fünf Uhr weckte man uns, um unſere Koffer zu viſitiren; endlich kamen wir gegen acht Uhr in Brüſſel an.

In Brüſſel war Alles vollkommen ruhig, und wenn man dort nicht ſo viel Schlechtes über Frankreich in franzöſiſcher Sprache hätte ſagen hören, ſo hätte man dort vergeſſen können, daß es ein Frankreich gäbe.

Wir waren in die volle Monarchie zurückgekehrt.

Was Belgien für ein ſonderbares Land iſt, ein Land, das ſeinen König behält, weil ſein König immer bereit iſt fortzugehen.

Freilich iſt König Leopold I. ein Mann von außerordentlichem Verſtande.

Bei jeder Revolution, welche in Frankreich vor ſich geht, oder bei jedem Aufſtande, der in Brüſſel entſteht, eilt er auf ſeinen Balkon, nimmt den Hut in die Hand und macht ein Zeichen, daß er ſprechen will.

Man hört.

— Meine Kinder, ſagt er, Ihr wißt, daß man mich wider meinen Willen zum König gemacht hat. Ich hatte keine Luſt, es zu ſein, bevor ich es geweſen war, und ſeitdem ich es bin, wünſche ich es nicht mehr zu ſein; wenn Ihr es alſo wie ich meint, und wenn Ihr genug an dem Königthume habt, ſo gebt mir eine Stunde, ich verlange nicht mehr von Euch; in einer Stunde werde ich außer-

halb des Reiches ſein; ich habe die Eiſenbahnen nur dazu ermuthigt. Nur, ſeid vernünftig, zerbrecht Nichts, Ihr ſeht, daß es unnöthig wäre.

Worauf das Volk antwortet:

— Wir wollen nicht, daß Sie gehen. Wir haben das Bedürfniß, ein wenig Lärm zu machen, ſonſt Nichts; wir haben ihn gewählt, wir ſind zufrieden. Es lebe der König!

Worauf der König und das Volk mehr als jemals mit einander zufrieden ſich trennen.

Auf der ganzen Reiſe hatte Biard zu mir geſagt: Seien Sie unbeſorgt, bei unſerer Ankunft in Brüſſel werde ich Sie wohin führen, um Etwas zu ſehen, was Sie nicht geſehen haben.

Und bei jedem Male, wo er mir dieſes Verſprechen machte, zuckte ich in meinem Stolze die Achſeln.

Ich bin vielleicht zehn Male in Brüſſel geweſen. Bei dieſen zehn Reiſen hatte ich den Park, den botaniſchen Garten, den Palaſt des Prinzen von Oranien, die Kirche der heiligen Gudula, den Boulevard von Waterloo, die Läden von Meline und von Cans, den Palaſt des Fürſten von Ligne geſehen, was konnte mir noch zu ſehen übrig bleiben?

Kaum waren wir daher angekommen, als ich zu Biard ſagte:

— Gehen wir, das zu ſehen, was ich noch nicht geſehen habe.

— Kommen Sie, antwortete er mir lakoniſcher Weiſe.

Und Biard, Alexander und ich brachen auf.

Unſer Führer führte uns geraden Weges nach einem ziemlich ſchönen, in der Umgegend der Kathedrale gelegenem Hauſe, blieb vor einem Thorwege ſtehen, und ſchellte ohne Zögern.

Ein Bedienter kam herbei und öffnete.

Sein Anblick überraſchte mich gleich anfangs. Seine Fingerſpitzen waren voll Blut, ſeine Weſte und ſein Beinkleid waren buchſtäblich mit Federn oder vielmehr mit Flaum bedeckt, welche dem Balge von allen Arten von Vögeln angehörten.

Außerdem hatte er eine ſonderbare Bewegung des Kopfes, eine halbkreisförmige Bewegung, gleich der des Wendehalſes.

— Mein Freund, ſagte Biard, wollen Sie die Güte haben, Ihrem Herrn zu melden, daß Fremde, welche durch Brüſſel kommen, ſeine Sammlung zu beſuchen wünſchen?

— Mein Herr, antwortete der Bediente, mein Herr iſt abweſend, aber ich bin in ſeiner Abweſenheit beauftragt, die Ehren ſeines Kabinettes zu machen.

— Ah! den Teufel, äußerte Biard.

Indem er ſich hierauf nach mir umwandte, ſagte er:

— Das wird weniger ſehenswerth ſein, aber gleichviel, gehen wir immerhin.

Der Bediente wartete, wir machten ihm ein Zeichen mit dem Kopfe und er ging uns voraus.

— Sehen Sie ihn gehen, ſagte Biard zu mir, das iſt ſchon eine Merkwürdigkeit.

In der That, der wackere Mann, welcher uns führte, hatte nicht den Gang eines Menſchen, ſondern den eines

Vogels, und der Vogel, welchem er am meiſten ſeinen Gang entliehen zu haben ſchien, war die Elſter.

Wir gingen zuerſt über einen viereckigen, mit einer Katze und zwei oder drei Störchen bevölkerten Hof. Die Katze ſchien mißtrauiſch; die Störche ſchienen im Gegentheile, regungslos auf ihren langen rothen Beinen, voll Vertrauen.

Während der ganzen Zeit, das er über den Hof ging, bemerkte ich nichts Außergewöhnliches an dem Gange unſeres Führers, als etwa dieſes Drehen des Kopfes, das ich angedeutet habe, und eine ernſte Haltung, welche ſeine Art und Weiſe, ein Bein vor das andere zu ſtellen, ihm verlieh.

In der That, er ging, wie ich geſagt habe, nach der Weiſe der Elſtern, wenn die Elſtern ernſt gehen.

Wir kamen in den Garten.

Der Garten war eine Art botaniſcher Garten, viereckig wie der Hof, aber weit größer, mit einer Menge von mit Zetteln verſehener Blumen und in eine Menge von durch Gänge von einander getrennter Rabatten eingetheilt, ſo daß man die Rabatten leicht ſäubern konnte.

Kaum in dem Garten angelangt, änderte ſich der Gang unſeres Führers.

Von dem ernſten Gange ging er zu dem Hüpfen über.

Auf drei bis vier Schritte Entfernung erblickte er ein Inſect, eine Raupe, einen Käfer; ſogleich machte er mit einer Bewegung der Hüften, die Nichts zu ſchildern vermag, mit gleichen Füßen zwei bis drei kleine Sprünge

voran, dann einen Sprung zur Seite, fiel auf einen Fuß zurück, bückte ſich zu gleicher Zeit, faßte das Thier, ohne es jemals zu fehlen, zwiſchen dem Daumen und den Zeigefinger, warf es in den Gang, und fiel mit der ganzen Laſt ſeines Körpers mit dem Fuße darauf, den er in der Luft hielt.

Auf dieſe Weiſe war keine Sekunde zwiſchen der Entdeckung, der Verhaftung und der Hinrichtung des Thieres verloren.

Sobald die Hinrichtung beendigt, befand er ſich wieder durch einen kleinen Seitenſprung in derſelben Allee, als wir.

Dann, bei dem erſten Erblicken eines Thieres begann er von Neuem dieſelbe Verrichtung, aber das, ich wiederhole es, ſo raſch, daß wir ohne uns aufzuhalten, unſeren Weg nach einem Pavillon fortſetzen konnten, welcher die erſte Nummer der Ausſtellung ſchien.

Die Thür ſtand weit offen.

Der viereckig gebaute Pavillon war voller Gefächer.

Auf den erſten Blick ſchien es mir, als ob dieſe Gefächer voll Sämereien wären; ich glaubte bei irgend einem gelehrten Gärtner zu ſein, und ich erwartete intereſſante Spielarten von Erbſen, Bohnen, Linſen und Wicken zu ſehen; aber indem ich mich näherte und aufmerkſam hinblickte, bemerkte ich, daß das, was ich für dürre Gemüſe hielt, ganz einfach Augen von Vögeln waren: Augen von Adlern, von Geiern, von Papageien, von Falken, von Raben, von Elſtern, von Staaren, von Droſſeln, von Fin-

ken, von Sperlingen, von Meisen, kurz, Augen von allen Arten.

Man hätte es für Schrot von allen Nummern, von der größten bis zum feinsten Vogeldunste halten können.

Nur hatten alle diese Augen, Dank einer ohne Zweifel von dem Eigenthümer der Anstalt erfundenen chemischen Zubereitung ihre Farbe, ihre Festigkeit, und ich mögte fast sagen ihren Ausdruck behalten.

Nur hatten diese Augen, aus ihren Höhlen gerissen und ihrer Augenlider beraubt, einen grimmigen und drohenden Ausdruck angenommen.

Ueber jedem Gefache deutete ein Zettel an, welchem Vogel diese Augen angehörten.

— O! Coppelius, Doctor Coppelius! phantastisches Kind Hoffmans, wenn Du, der Du immer Augen, schöne Augen verlangtest, wenn Du nach Brüssel gekommen wärest, wie Du dort das gefunden hättest, was Du mit so vieler Beharrlichkeit für Deine Tochter Olympia suchtest!

— Meine Herren, sagte unser Führer zu uns, als er glaubte, daß wir diese erste Sammlung hinlänglich betrachtet hätten, wollen Sie in die Galerie der Raben gehen?

Wir verneigten uns zum Zeichen der Zustimmung, und folgten unserem Führer, der uns in die Galerie der Raben führte.

Niemals hat eine Galerie ihre Benennung mehr gerechtfertigt. Denke man sich einen langen, zehn Fuß breiten und zwölf Fuß hohen Gang, der durch auf einen Garten gehende Fenster erleuchtet und ganz mit auf den Rü-

cken genagelten Raben mit ausgebreiteten Flügeln, geſtreckten Pfoten und Halſe bedeckt war.

Dieſe Raben bildeten längs der Wand die phantaſtiſchſten Roſetten, die ſeltſamſten Zeichnungen.

Die einen, indem ſie in Staub zerfielen, die andern in allen Graden der Verweſung; die einen friſch, die andern endlich zappelnd und ſchreiend.

Es konnten acht bis zehn Tauſend dort ſein.

Ich wandte mich voller Dankbarkeit nach Biard um; ich hatte in der That niemals etwas Aehnliches geſehen.

— Und, fragte ich den Bedienten, Ihr Herr iſt es, der ſich die Mühe gibt, alle dieſe kabaliſtiſchen Figuren an die Wand zu zeichnen?

— O! ja, mein Herr. Niemand als er legt die Hand an ſeine Raben. Ah! er würde ſchön zufrieden ſein, wenn man ſie anrührte.

— Aber er hat alſo durch ganz Belgien Rabenlieferanten?

— Nein, mein Herr, er fängt ſie ſelbſt.

— Wie! er fängt ſie ſelbſt! und wo das?

— Dort, auf dem Dache.

Und er zeigte mir ein Dach, auf welchem ich wirklich eine Art von Vorrichtung ſah, deren ſinnreichen Mechanismus ich nicht unterſcheiden konnte.

Ich bin ein großer Vogeljäger, obgleich ich die Liebe zur Ornithologie nicht bis zur Sucht treibe, wie es unſer würdiger Brüſſeler that. Ich hatte in meiner Jugend die Vogelpfeife und den Meiſenkaſten viel angewandt; dieſe Vorrichtung begann daher mich zu intereſſiren.

— Aber, ſagte ich zu dem Bedienten, laſſen Sie hören, ſagen Sie mir ein wenig, wie Ihr Herr es anfängt. Der Rabe iſt einer der ſchlaueſten, der liſtigſten, der mißtrauiſchſten Vögel, welche es auf der Welt gibt.

— Ja, mein Herr, gegen die alten Mittel, gegen das Gewehr, gegen die Krähenaugen, gegen die Vogelleimtrichter, aber nicht gegen die Baßgeige.

— Wie! nicht gegen die Baßgeige?

— Ohne Zweifel, mein Herr, der Rabe kann gegen einen Menſchen mißtrauiſch ſein, der ein Gewehr hält, und ſelbſt gegen einen Menſchen, der Nichts hält; wie ſoll er aber gegen einen Menſchen mißtrauiſch ſein, der die Baßgeige ſpielt?

— Ihr Herr lockt alſo wie Orpheus die Raben herbei, indem er die Baßgeige ſpielt?

— Das ſage ich gerade nicht.

— Was ſagen Sie denn?

— Sehen Sie, ich will Ihnen die Sache erklären; mein Herr hat einen Verräther.

— Einen Verräther!

— Ja, einen gezähmten Raben. Sehen Sie, dieſen alten Spitzbuben, der dort in dem Garten ſpazieren geht. Und er zeigte uns einen Raben, der in den Gängen herumhüpfte. Es war ein vor Alter faſt weißer Rabe.

— Er ſteht um vier Uhr Morgens auf.

— Der Rabe?

— Nein, mein Herr. — Ah! ja doch, der Rabe; ſchläft er etwa, am Tage wie bei Nacht hat er die Augen immer offen. — Er brütet über das Böſe. — Ich

glaube, daß es kein wahrer Rabe iſt, — ſondern ein Teufel. — Mein Herr ſteht alſo um vier Uhr Morgens, vor Tagesanbruche auf; — er geht im Schlafrocke hinunter; — er ſetzt ſeinen alten Spitzbuben von Raben mitten in das Netz, das Sie dort oben auf dem Dache an dem andern Ende des Gartens ſehen; er bindet die Schnur, welche mit dem Netze in Verbindung ſteht, an ſeinen Fuß, nimmt ſeine Baßgeige und beginnt zu ſpielen: Ein glühendes Fieber. — Sein Rabe ſchreit; die Raben von der Kirche der heiligen Gudula hören das, ſie kommen hinab, ſie ſehen einen Kameraden, der weißen Käſe verſpeiſt, einen Herrn, der die Baßgeige ſpielt. — Dieſe Thiere denken ſich Nichts, wie Sie wohl begreifen werden. Sie fliegen zu dem Verräther hinab, je mehr hinab fliegen, deſto mehr macht mein Herr mit ſeinem Bogen Ron Ron Ron. — Dann plötzlich, pauf! zieht er den Fuß, krak! das Netz ſchließt ſich und die Einfältigen ſind gefangen. — So iſt es.

— Und Ihr Herr nagelt ſie dann an?

— O! ſehen Sie, dann iſt mein Herr kein Menſch mehr, er iſt ein Tiger, er läßt ſeine Baßgeige los, bindet ſeine Schnur ab, eilt nach der Mauer, klettert die Leiter hinauf, nimmt die Raben, ſpringt auf den Boden, ſtopft ſeinen Mund voller Nägel, packt einen Hammer, und paff! paff! paff! da iſt ein Rabe gekreuzigt; vergebens ſchreit er qua! qua! Ah! ja doch, das reizt meinen Herrn noch mehr. Außerdem ſehen Sie wohl.

— Iſt es lange her, daß Ihr Herr von dieſer Krankheit befallen iſt?

— O! mein Herr, seit jetzt zehn Jahren! es ist sein Leben; wenn dieser Mann drei Tage zubrächte, ohne Raben zu fangen, so würde er davon krank werden; wenn er acht Tage zubrächte, so würde er daran sterben. Wollen Sie jetzt die Galerie der Meisen sehen?

— Mit Vergnügen.

Diese Tapete von gefiederten Leichen, diese mit stinkenden Ausdünstungen erfüllte Luft, diese krampfhaften Bewegungen und das Geschrei der sterbenden Raben, alles das erregte mir Ekel. Wir gingen von Neuem durch den Garten, und jetzt bemerkte ich, indem ich den alten Raben mit einem Auge, und den Bedienten mit dem andern anblickte, die Aehnlichkeit ihrer Bewegungen in der Aufsuchung und in der Bestrafung der Insecten. Es war augenscheinlich, daß der Rabe den Bedienten oder der Bediente den Raben nachgeahmt hatte.

Was mich anbetrifft, so hatte ich, da es allgemein bekannt war, daß der Rabe Hundert und zwanzig Jahre alt wäre, und der Bediente nur vierzig alt war, den Bedienten in Verdacht, der Nachahmer zu sein.

Wir kamen in die Galerie der Meisen; es war ein kleiner, an der andern Ecke des Gartens befindlicher Pavillon, der ganz mit Flügeln und Köpfen von Sperlingen bedeckt war, die mit Flügeln, Köpfen und Schwänzen von Meisen ausgeschmückt waren.

Man stelle sich eine große graue Tapete mit gelben und blauen Zeichnungen vor.

Diese Zeichnungen stellten Räder, Rosetten, Sterne, Arabesken, kurz alle die Phantasien vor, welche eine kranke

Einbildungskraft mit Körpern, Pfoten und Schnäbeln von Vögeln zeichnen kann.

In den Zwischenräumen der Zeichnungen befanden sich an die Wand genagelte Katzenköpfe mit offenem Rachen, gerunzeltem Gesicht, funkelnden Augen; über diesen Katzenköpfen befanden sich Katzenpfoten, welche wie die Knochen gekreuzt waren, deren traurige Verzierung gewöhnlich die Todtenköpfe begleitet.

Ueber diesen Köpfen selbst befanden sich in folgenden Ausdrücken abgefaßte Inschriften:

Misouf, am 10. Januar 1846 zur Todesstrafe verurtheilt, weil er zwei Distelfinken und eine Meise beschädigt hatte.

Der Doctor, am 7. Juli 1847 zur Todesstrafe verurtheilt, weil er eine Bratwurst von dem Rost gestohlen hat.

Blücher, am 10. Juni 1848 zur Todesstrafe verurtheilt, weil er aus einem Napfe Milch getrunken hat, die für mein Frühstück bestimmt war.

— Ah! ah! äußerte ich, es scheint, daß Ihr Herr sich wie unsere Ritter des Mittelalters das Recht der hohen und niederen Gerichtsbarkeit annaßt.

— Ja, mein Herr, wie Sie sehen, und er wendet es ohne Appellation an; er sagt, daß wenn es jeder, wie er machte, und die Plünderer, die Räuber und die Mörder vernichtete, bald nur noch sanfte und gutthätige Thiere auf Erden bleiben würden, und daß dann die Menschen, indem sie nur gute Beispiele hätten, dadurch besser werden würden.

Ich verneigte mich vor dieſem Grundſatze; ich achtete die Sammler, ohne ſie zu begreifen; ich habe in Gent einen Liebhaber beſucht, welcher Knöpfe ſammelte; nun denn, die Sache ſchien auf den erſten Blick lächerlich und wurde am Ende intereſſant; er hatte ſeine Knöpfe in Klaſſen ſeit dem IX. Jahrhunderte bis auf unſere Zeit eingetheilt. Die Sammlung begann mit einem Knopfe von dem Rocke Karls des Großen und endigte mit einem Knopfe von der Uniform Napoleons; es befanden ſich darin Knöpfe von allen Regimentern, welche es in Frankreich gegeben hatte, von den Freiſchützen Karls VII. bis zu den Scharfſchützen von Vincennes; es gab darunter welche von Holz, von Blei, von Kupfer, von Zinn, von Silber, von Gold, von Rubinen, von Smaragden und von Diamanten; ſeine Sammlung ward dem materiellen Werthe nach auf Hundert Tauſend Franken geſchätzt, ſie hatte ihm vielleicht drei Mal Hundert Tauſend Franken gekoſtet.

Ich habe in London einen Engländer gekannt, welcher Stricke von Gefangenen ſammelte; er hatte einen Theil des Erdballes bereiſt, und hatte in dem andern Correſpondenten; durch ſich und durch ſeine Correſpondenten hatte er ſich mit den Scharfrichtern der vier Welttheile in Verbindung geſetzt. Sobald ein Menſch in Europa, in Aſien, in Afrika und in Amerika gehängt wurde, ſo ſchnitt der Scharfrichter ein Stück von dem Stricke ab, und ſandte es mit einer Beglaubigungsurkunde unſerem Sammler, welcher dagegen den Preis ſeiner Sendung zurückſandte; es befand ſich unter dieſen Stricken einer, welcher ihm Hundert Pfund Sterling gekoſtet hatte; freilich

hatte er die Ehre gehabt Selim III. zu erdroſſeln, eine Erdroſſelung, an welcher, wie Jedermann weiß, die Engliſche Politik nicht gänzlich fremd geweſen war.

Ich hatte ſo eben die Grabſchrift Meiſter Blüchers, des Milchtrinkers, abgeſchrieben, als es halb zehn Uhr auf der Kirche der heiligen Gudula ſchlug; wir hatten nur noch eine halbe Stunde, um die Antwerpener Eiſenbahn zu erreichen, ich fügte meine Gabe der hinzu, welche Biard bereits beim Eintritte gegeben hatte, und wir verließen eiligſt dieſe Todtenſtadt.

Unſer Führer begleitete uns voll Dankbarkeit hüpfend bis an die Thür und folgte uns mit den Augen bis an die Ecke der Straße, indem er dabei immer den Hals drehte.

Wir gelangten in den Bahnhof, als die Dampfmaſchine ihren Schrei zum Aufbruche ausſtieß.

XI.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Waffeln und Essiggurken.

Wir kamen um eilf Uhr nach Antwerpen. Um das Schiff nicht zu verfehlen, das um zwölf Uhr abfuhr, gingen wir auf den Kai, dem Schiffe selbst gegenüber zu frühstücken. Um Mittag befanden wir uns am Bord. Um zwölf Uhr fünf Minuten fuhren wir, begleitet von einem hübschen kleinen feinen Regen ab, welcher, wie ich glaube, Antwerpen eigenthümlich ist, weil ich ihn bei jeder der Reisen, welche ich nach dieser Stadt gemacht, beständig wieder gefunden habe.

Viard war nicht ohne Besorgniß über die Art und Weise, wie wir in Rotterdam, im Haag und in Amsterdam logiren würden, da eine Feierlichkeit, wie die, welcher

wir beizuwohnen im Begriffe ſtanden, einen großen Zuſammenfluß von Reiſenden herbeiführen mußte.

Aber ich bin ein Mann der Vorſichtsmaßregeln. Welches iſt außerdem die Stadt, in der ich nicht irgend Jemand kenne?

Im Jahre 1840 fuhr ich die Rhone hinab. Um vier Uhr Morgens in Lyon eingeſchifft, war ich gegen eilf bis zwölf Uhr auf dem Verdecke im Schatten des Zeltes eingeſchlafen, indem mich die friſche Luft liebkoſete, welche über die Oberfläche der Flüſſe ſtreift.

Dieſer Schlummer war etwas ſo angenehmes, daß ich, zwei oder drei Male durch irgend einen Zufall halbgeweckt, die Augen nicht hatte aufſchlagen wollen, aus Furcht, gänzlich zu erwachen. Ich war alſo regungslos geblieben, indem die Erkenntniß des Aeußeren über dieſem Unbeſtimmten ſchwebte, das die Dämmerung des Schlafes begleitet, als ich, aus meiner ſeligen Träumerei durch einen dritten oder vierten Stoß erweckt, ſo zu ſagen in das Halbdunkel meines Verſtandes einige in franzöſiſcher Sprache, von Frauenſtimmen mit einem leichten engliſchen Accente ausgeſprochene Worte dringen fühlte.

Ich ſchlug ganz langſam die Augen wieder auf, und indem ich vorſichtig um mich blickte, erkannte ich zwiſchen meinen drei Viertel geſchloſſenen Augenlidern eine Gruppe, welche aus zwei jungen Frauen von achtzehn bis zwanzig Jahren, einem jungen Manne von ſechs und zwanzig bis acht und zwanzig Jahren und einem Manne von vier und dreißig bis ſechs und dreißig beſtand.

Die beiden Frauen waren liebenswürdig, nicht allein

durch ihre eigene Schönheit, sondern auch noch durch diese ungekünstelte und fast nachlässige, den Engländerinnen ganz eigenthümliche Anmuth.

Die beiden Männer waren von ausgezeichnetem Anstande.

Es fand ein Wortwechsel in der Gruppe statt.

Der Wortwechsel drehte sich um die einzuschlagende Reiseroute; sollte man in Avignon einkehren, sollte man bis nach Arles fahren?

Das war sehr wichtig und besonders sehr in Verlegenheit setzend für Fremde, welche keinen andern Führer, als Reichard hatten.

— Jemand, warf eine der beiden Frauen hin, der die Reise über Arles und über Avignon gemacht hat, müßte so gefällig sein uns Auskunft zu geben.

Dieser Wunsch schien an mich gerichtet zu sein, ich hatte die Reise von Lyon nach Marseille auf der Rhone und durch jede dieser beiden Städte drei bis vier Male gemacht. Ich glaubte, daß der Moment gekommen wäre, mich vorzustellen, und daß der Dienst, den ich der reisenden Gesellschaft zu erzeigen im Begriffe stand, mir meine Kühnheit verzeihen lassen würde.

Ich schlug die Augen gänzlich auf, und indem ich mich halb verneigte, sagte ich:

— Wenn diese Herren dem Verfasser der Reiseeindrücke erlauben wollen, Sie über diese wichtige Frage aufzuklären, so würde ich den Damen sagen, daß es besser ist über Arles, als über Avignon zu gehen.

Die beiden jungen Frauen erröthteten; die beiden Män-

ner wandten ſich mit dem Lächeln der Höflichkeit nach mir um. Es war augenſcheinlich, daß ſie mich kannten, bevor ich ſie anredete, und daß man ihnen während meines Schlummers geſagt hatte, wer ich wäre.

— Und warum das, wenn es Ihnen gefällig iſt? fragte mich der ältere der beiden Reiſenden.

— Zuvörderſt, weil Sie, wenn Sie über Arles gehen, Arles ſehen werden, was wohl der Mühe werth iſt, geſehen zu werden. Dann werden ſie von Arles nach Marſeille einen Weg ohne Staub und außerordentlich merkwürdig dadurch haben, daß er auf der einen Seite an der Camargue hinführt, das heißt, das ehemalige Lager des Marius, und auf der andern an der Crau.

— Aber wir müſſen übermorgen in Marſeille ſein.

— Wir werden dort ſein.

— Wir fahren mit dem Schiffe von Livorno.

— Ich fahre mit demſelben Schiffe.

— Wir wollen für den Johannistag in Florenz ſein.

— Ich werde dort um dieſe Zeit erwartet.

— Wie werden wir von Arles nach Marſeille gehen?

— Ich habe meinen Reiſewagen auf dem Schiffe. Wir ſind zu fünf, es haben ſechs darin Platz; wir werden Poſtpferde nehmen. Wir werden jeder zu den Reiſekoſten beitragen, und auf der ganzen Reiſe werde ich Ihr Cicerone ſein.

Unſere beiden Reiſenden wandten ſich nach den beiden jungen Frauen um, welche mit dem Kopfe ein faſt unmerkliches Zeichen gaben; die Sache war beſchloſſen.

Man war in der doppelten Ehe noch in den Flitter-

wochen, und, wie man weiß, hat die Frau während der Flitterwochen das Recht der Entscheidung.

Wir machten eine herrliche Reise. In Arles besuchten wir die Ruinen des Amphitheaters und kauften Büsten. In Marseille wurden wir von Mery empfangen und aßen bei Courty. Endlich sahen wir in Florenz die Wettrennen zu Wagen bei Herrn Finzi und die Illuminationen des Arno bei dem Fürsten Corsini.

Endlich mußten wir uns trennen. Ich blieb in Florenz, und meine Reisegefährten wollten ganz Italien durchwandern. Wir machten uns viele Versprechungen, uns wiederzusehen. Wir wechselten unsere Adressen für den Fall aus, wo diese Herren nach Paris kommen, oder ich nach Holland gehen würde.

Von Seite der Reisenden waren die Karten: die eine die des Herrn Jacobson in Rotterdam, die andere die des Herrn Wittering in Amsterdam.

Gegen die Gewohnheiten dieser Arten von Versprechungen wurden sie gehalten, selbst mehr als gehalten, denn Herr Jacobson ist aus einem Reisegefährten mein Freund geworden, und hat mir bei einem Umstande einen Dienst erwiesen, den gar viele Freunde nicht erweisen würden.

In dem Augenblicke, wo ich nach Holland abreiste, hatte ich daher an Herrn Jacobson in Rotterdam geschrieben, indem ich ihm meine Ankunft meldete.

Das versicherte mir zuvörderst bei ihm, und nachher bei Herrn Wittering eine königliche Gastfreundschaft.

In der That, Herr Jacobson ist nicht allein ein Rei-

ſender voll Verſtand, ein Banquier voll Ehre, ſondern auch noch ein ganz künſtleriſches Herz.

Er iſt es, der uns unſere ſchönſten Gemälde von Decamps, von Dupré, von Rouſſeau, von Scheffer, von Diaz entführt, welche wir nach Holland abgehen ſehen; kaum hatte ich daher auch ſeinen Namen ausgeſprochen, als Biard beruhigt war.

Was den Haag anbetrifft, ſo mußte Jacquand mit ſeinem Gemälde Wilhelms des Schweigſamen, wie er ſein Silbergeſchirr an Juden verkauft, um den Unabhängigkeitskrieg fortzuſetzen, acht Tage vorher dort angekommen ſein.

Er hatte mir ein Zimmer in dem Wirthshauſe zum Kaiſerlichen Hofe beſtellen müſſen.

Wir konnten uns daher unbeſorgt dem Laufe der Schelde überlaſſen, und während der ſeltenen Augenblicke, in denen der Wind und der Regen uns erlaubten, auf das Verdeck zu gehen, einen Blick auf die Paul Potters, die Hobbemas und die Van de Veldes werfen, an denen wir vorüberfuhren.

Wir fuhren durch Dortrecht durch einen Wald von Mühlen, neben denen die Mühlen von Puerto-Lapice nur Pygmäen ſind. In Dortrecht hat Jedermann ſeine Mühle; es gibt deren an dem Ufer des Waſſers, es gibt deren in den Gärten, es gibt deren auf den Häuſern, es gibt deren kleine, es gibt deren große, es gibt deren rieſenhafte, es gibt deren für Kinder, für Männer und für Greiſe; alle haben dieſelbe Geſtalt, aber jeder ſtreicht ſeine Mühle nach ſeiner Laune an; es gibt graue mit weißen Streifen,

welche das Anſehen von Wittwen in Halbtrauer haben, es gibt braune mit ſchwarzen Streifen, welche wie verzweifelte Kapuziner ausſehen, es gibt weiße mit blauen Streifen, welche das Anſehen von luſtigen Pierrots haben. Es gibt nichts Orginelleres, als dieſe großen, regungsloſen Körper, nichts Phantaſtiſcheres, als alle dieſe großen Flügel, welche ſich drehen; zur Seite dieſer Mühlen erſcheinen ſo zu ſagen in ihrem Schatten kleine, ſaubere, abgeſtäubte, reizende rothe Häuſer mit grünen Läden hinter Alleen von Bäumen mit dichtem Laube, deren Stämme mit Kalk angeſtrichen ſind, und alles das geht mit der Schnelligkeit von zwei Hundert und zwanzig Pferden an uns vorüber; es iſt ein reizendes Panorama.

Indem man ſich Rotterdam nähert, vermehren ſich die Gebäude, die über das Waſſer gleitenden Schiffe wetteifern mit den regungsloſen Mühlen auf dem Lande. Es gibt deren gleichfalls von jeder Größe, Dreimaſter, Brieks, Schloops, Fiſcherbarken; es gibt deren beſonders, welche einen ganz eigenthümlichen Anblick mit ihrem großen ungebleichten Segel und ihrem kleinen blauen Segel auf der Höhe des Maſtes haben; man könnte glauben, daß es ungeheure, noch in ihr graues und blaues Papier eingewickelte Zuckerhüte wären, die man auf den Fluß geſtellt hat, um zu ſchmelzen, und ich ſage ſchmelzen, weil ſie in dem Maße, als ſie ſich entfernen, das Anſehen haben, in dem Waſſer unterzugehen. Alles das iſt lebendig, thätig, handelnd, man fühlt, daß man ſich dieſem alten Holland nähert, das nur ein unermeßlicher Hafen iſt, und das jedes Jahr zehn Tauſend Schiffe ausſandte.

Um acht Uhr Abends hielt das Dampfschiff vor dem Kai von Rotterdam. Kaum war eine Verbindung zwischen dem Schiffe und dem Lande hergestellt, als ich meinen Namen aussprechen hörte; es war ein Commis Jacobsons, der mir meldete, daß sein Prinzipal nach Amsterdam abgereist sei, wo ich voll Ungeduld von seinem Schwager Wittering erwartet würde, bei welchem sich bereits seit dem Tage zuvor Gudin befände.

Noch eine angenehme Nachricht! Gudin kam, wie ich und Biard, um der Krönung beizuwohnen; er war nicht allein ein Freund, sondern auch noch ein College. Gudin ist zum Mindesten eben so sehr Dichter, als Maler; man erinnere sich des Schiffbrüchigen, der nur noch einen Mast hat, um sich daran zu halten, und nur einen Stern, um sich zu leiten.

Wir sprangen auf das Land; es war keine Zeit zu verlieren, die Eisenbahn ging um neun Uhr nach dem Haag ab, es war halb neun Uhr; wir gingen durch die ganze Stadt mit jener geschäftigen Miene, die nur Leuten eigenthümlich ist, welche den Dampfmaschinen nacheilen.

Wie in Brüssel, kamen wir zu rechter Zeit an.

Drei Viertelstunden nachher gingen wir durch eine fröhliche Kirchweih voll Lärm, Tänze, Geschrei, Klänge von Instrumenten, Jahrmarktbuden, Buden von Schmalzkuchenverkäufern und Hütten von Essiggurkenhändlern.

Die Essiggurkenhändler und die Schmalzkuchenverkäufer sind zwei gewerbliche Eigenthümlichkeiten, welche wohl

verdienen hier angeführt zu werden, weil etwas, was dieſen beiden Spekulationen gleich iſt, uns in Frankreich, wie anderswo, gänzlich fehlt.

In Holland berauſcht man ſich mit Eſſiggurken und mit harten Eiern, und man vertreibt ſich den Rauſch mit Schmalzkuchen und mit Punſch. Der, welcher ſich luſtig machen will, bleibt ganz einfach vor der Hütte eines Eſſiggurkenverkäufers ſtehen, er legt fünf Stüber auf eines der Geſtelle, nimmt eine Gabel mit der rechten und ein hartes Ei mit der linken Hand.

Dann ſticht er mit der Gabel in einen großen Kübel, in welchem, wie rothe Fiſche, Stücke von Gurken von der Größe einer gewöhnlichen Eſſiggurke ſchwimmen.

Er nimmt eines dieſer Stücke heraus, das er verzehrt, und auf das er unmittelbar ein hartes Ei ſetzt.

Und ſo wechſelt er ſo lange ab, bis ſein Magen ruft: genug; um ſo beſſer für die, deren Magen doppelt, dreifach, vierfach zu ſich nehmen kann; es koſtet ihnen nicht mehr, als den andern.

Es koſtet fünf Stüber für Jedermann.

Die Aerzte aller Länder haben wiſſenſchaftliche und moraliſche Bemerkungen über die verſchiedenen Trunkenheiten angeſtellt: Trunkenheit von Branntwein, Trunkenheit von Wein, Trunkenheit von Bier, Trunkenheit von Wachholder, Alles iſt unterſucht worden.

Es gibt nur noch die Trunkenheit von Eſſiggurken, über welche, wie ich glaube, noch kein Bericht abgeſtattet worden iſt.

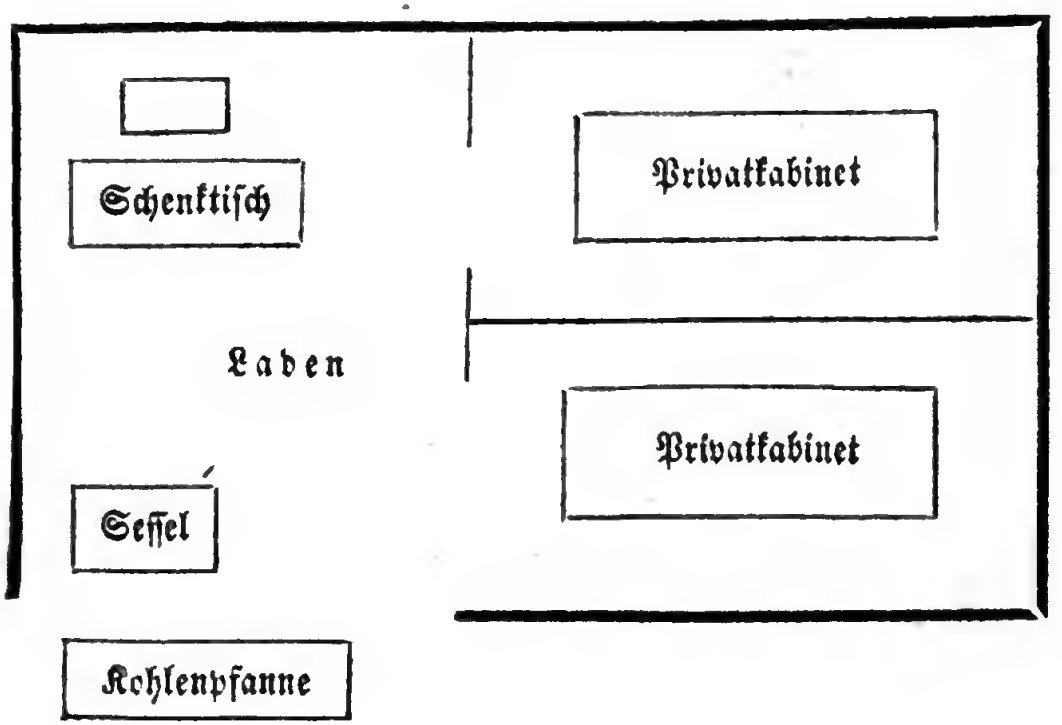
Ich will dieſe Lücke auszufüllen verſuchen.

Kaum iſt der Holländer von Eſſiggurken berauſcht, als er das Bedürfniß empfindet, Thorheiten zu begehen.

Er nähert ſich dem zu Folge den Läden der Waffelbäcker.

Dieſe Läden verdienen eine ganz beſondere Beſchreibung.

Es iſt ein längliches Viereck, von dem hier der Plan iſt.



Vier Frauen halten gewöhnlich dieſe Läden, zwei von einem ungewiſſen Alter, zwei junge und hübſche.

Alle vier tragen das frieſiſche Koſtüm.

Das frieſiſche Koſtüm beſteht aus einer mehr oder minder eleganten Jacke, aus einem mehr oder minder eleganten Kleide. Darin beſteht indeſſen ſeine Originalität nicht.

Seine Originalität beſteht in einer doppelten Calotte von vergoldetem Kupfer, welche die Schläfe von jeder Seite einſchließt. Zwei kleine goldene Verzierungen erheben ſich auf dem äußeren Ende der Augenbrauen, man könnte ſie für zwei kleine Feuerblöcke halten.

In dieſe zwei Bleche von Kupfer ſind gewöhnlich zwei bis drei Locken falſcher Haare eingelegt.

Auf das Ganze ſetzt man eine Haube mit Spitzen.

Nun denn! im Allgemeinen macht dieſe ſeltſame Zuſammenſetzung von Kupfer, welches dem Kopfe das Anſehen eines vergoldeten Schädels verleihet, von Haaren, welche auf dem Kupfer wachſen, und von Spitzen, welche das zu helle Licht auf den Theilen erlöſchen, ein für das Auge ſehr angenehmes Ganze.

Dieſe Damen treiben das Gewerbe, welches die Almeen in Egypten, und die Bayaderen in Indien treiben, ausgenommen, daß ſie weder tanzen noch ſingen.

Die beiden Frauen von reifem Alter ſitzen, die eine auf dem Seſſel, der an der Thür ſteht, die andere auf dem Seſſel, der ſich hinter dem Schenktiſche befindet.

Sie ſind darin feſt gewachſen.

Die, welche ſich an der Thür befindet, macht die Waffeln.

Die, welche an dem Schenktiſche ſitzt, bedient mit Punſch.

Die beiden jungen Mädchen machen ..... es iſt ziemlich ſchwierig zu ſagen, was ſie machen, beſonders nachdem wir geſagt haben, was ſie nicht thun.

Sie erkennen auf den erſten Blick die von Eſſiggurken berauſchten Leute und winken ihnen.

Wenn die Winke nicht genügen, ſo verlaſſen ſie den Laden, und gehen, ſie zu holen.

Sobald er einmal in den Laden eingetreten iſt, verſchwindet der Gaſt in einem der Privatkabinette.

Eine Friesländerin folgt ihm.

Dann wird eine Schüſſel Waffeln und eine halbe Bole Punſch hineingebracht.

Dann fallen die Vorhänge, welche den Vorüberkommenden und den Bewohnern des Ladens das Innere der Kabinette verbergen, mit echt holländiſcher Ungezwungenheit herab.

Eine Viertelſtunde nachher kömmt der Mann vollkommen von ſeinem Rauſche befreit wieder heraus.

Das iſt es, was wir am 10. Mai Abends ſahen, gerade vier und zwanzig Stunden, nachdem wir Paris verlaſſen hatten.

Dank allen den Krümmungen und Umwegen der Schelde hatten wir während dieſer vier und zwanzig

Stunden Hundert und ſechszig franzöſiſche Meilen zurückgelegt.

Da wir unſere Betten durch die Aufmerkſamkeit unſeres Freundes Jacquand zubereitet fanden, ſo legten wir uns hierauf bei dem Klange der gräßlichſten Muſik, die ich jemals gehört habe, zu Bett.

XII.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Meerweibchen und Sirenen.

Gedächtniß, herrliches Geſchenk des Himmels, mit deſſen Hilfe der Menſch in ſein vergangenes Leben zurückblickt, zauberiſcher Spiegel, der die Gegenſtände zurückwirft, indem er ihnen die unbeſtimmte Poeſie der Dämmerung, den lieblichen Umriß der Entfernung verleiht, beſonders bei mir iſt Deine Gegenwart wirklich, Deine hinreißende Gewalt unwiderſtehlich. Ich ergreife die Feder in der feſtbeſchloſſenen Abſicht, den Raum im Vogelfluge zu durchziehen, in der einzigen Abſicht, aufzubrechen und anzukommen. Aber da hat auf der ganzen Strecke des Weges das Gedächtniß Merkpfähle aufgeſteckt, die es wiederfindet. Da gehöre ich mir ſelbſt nicht mehr an, da bin ich mit Leib und Seele der Vergangenheit. Da

ſchwebt mein Geiſt, der raſch wie der Blitz den Raum durchziehen wollte, ſchwankend gleich der Seifenblaſe, welche der Hauch des Windes fortträgt, und die, indem ſie ſich in dem Saphir, in dem Rubin und in dem Opale badet, auf ihrer ſchnell vergänglichen Kugel die Häuſer, die Felder, den Himmel, das heißt eine ewige Welt auf einer Welt eines Augenblickes wiederſpiegelt.

Es iſt indeſſen wahr; ich wollte mit einem einzigen Kapitel Frankreich verlaſſen, durch Belgien gehen, die Schelde hinabfahren, Amſterdam erreichen, mich nach Monikendamm einſchiffen, wo wir den Vater Olifus finden ſollten. Aber da begegne ich auf dem Wege Biard, dem König der Belgier, dem Manne mit der Baßgeige, den Mühlen von Dortrecht, den Gebäuden von Yſſelmonde, dem Briefe von Jacobſon, Jacquand, der Kirchweih im Haag, den Verkäufern von Eſſiggurken, den Waffelbäckern und den Frieſinnen mit goldenen Hauben; da verweile ich bei jeder und bei jedem, bei den Menſchen und bei den Dingen; da habe ich die Hand ausgeſtreckt, den Kopf umgewandt, bin langſamer gegangen, und bin daher beim Anfange meines dritten Kapitels noch wo? im Haag, am Vorabende der Krönung; da hätte ich an dieſem Kapitel noch nicht genug, um von dem Könige, von der Königin, von Amſterdam mit ſeinen drei Hundert Kanälen, ſeinen dreißig Tauſend Fahnen, ſeinen zwei Mal Hundert Tauſend Einwohnern zu ſprechen. Mögen meine Leſer mir verzeihen; Gott hat mich ſo geſchaffen; mögen ſie mich daher nehmen, wie mich Gott geſchaffen hat, oder das Buch zuſchlagen.

Ich verliere indeſſen nicht die Hoffnung, an dem Ende des Kapitels nach Monikendamm zu kommen. — Aber der Menſch denkt und Gott lenkt.

Wie die Schiffe von Papier, welche die Kinder auf einen kleinen Waſſerlauf ſetzen, der für ſie ein Strom iſt, will ich mich daher dem Laufe meiner Erzählung auf die Gefahr hin überlaſſen, heute zu ſcheitern und erſt morgen anzukommen.

Ich hatte von dem Könige Hieronymus Napoleon einen Brief für ſeine Nichte, die Königin von Holland. Gleich nach meiner Ankunft hatte ich dieſen Brief an ſeine Adreſſe übergeben laſſen, ſo daß ich durch einen Boten des Palaſtes geweckt wurde.

Ich ſtreckte meinen Kopf aus dem Federbette, in das ich begraben war, und erkundigte mich nach der Urſache meines Erwachens.

Der Adjutant des Königs ließ mir im Auftrage Seiner Majeſtät eine Bevollmächtigung zukommen, mit meinen Reiſegefährten den Extrazug zu nehmen, und ſandte mir Karten, um auf der diplomatiſchen Tribüne der Krönung beizuwohnen.

Der Extrazug fuhr um eilf Uhr ab, es war neun Uhr, ich dankte dem Boten und verſuchte aus meinem Bette aufzuſtehen.

Ich ſage, daß ich verſuchte aus meinem Bette aufzuſtehen, und das iſt der richtige Ausdruck; es iſt nichts leichtes aus einem holländiſchen Bette aufzuſtehen, das in Form eines Kaſtens gemacht und mit zwei mit Federn ausgeſtopften Matratzen verſehen iſt, in die man ſei-

nen Körper eindrückt und die ſich über uns zuſammenziehen.

Es gibt etwas Unglaubliches, nämlich die Mannigfaltigkeit, welche man den Zubehörden und der Geſtalt eines Möbels gegeben hat, das in allen Ländern der Welt denſelben Zweck hat, das heißt den, den menſchlichen Körper zu reſpectiren. Diejenigen welche ſtets an einem Orte weilen, glauben, daß man ſich überall ſo ziemlich auf dieſelbe Weiſe zu Bette legt; ſie irren ſich gewaltig.

Man ſtelle ein Engliſches, ein Italieniſches, ein Spaniſches, ein Deutſches und ein holländiſches Bett neben einander, laſſe ſie von einem gelehrten Pariſer unterſuchen, der niemals ein anderes, als ein franzöſiſches Bett geſehen hat, und man wird einen Band von Vermuthungen, von denen die einen merkwürdiger als die andern ſind, über die verſchiedene Anwendung erhalten, zu welcher dieſe verſchiedenen Möbel angewandt werden können.

Er wird Ihnen Hundert verſchiedene Beſtimmungen anweiſen, bevor er erräth, daß es Schlafmaſchinen ſind.

Glücklicher Weiſe bin ich ſeit langer Zeit mit den ſeltſamſten Betten vertraut, und ich hatte vollkommen gut in meinem holländiſchen Bette geſchlafen.

Dem war nicht ſo mit meinem Sohne Alexander und mit Biard, welche ſeit ſieben Uhr Morgens ein Badehaus aufſuchten. Sie hofften, daß das Waſſer ſie wieder von den Federn reinigen, und die Badewanne von dem Lager herſtellen würde.

Sie kehrten um halb zehn Uhr zurück, indem sie drei Male die Runde von dem Haag gemacht, alle Museen und alle Trödelbuden besucht, aber nicht ein einziges Badehaus hatte entdecken können.

Freilich befindet sich das Meer nur eine Stunde weit von dem Haag.

Es blieb mir gerade noch die Zeit, selbst nach dem Museum zu gehen.

Es gab darin Etwas, das ich, abgesehen von den Rembrandts, den Van Dyks, den Hobbemas, den Paul Potters und allen den Meisterwerken der niederländischen Schule sehen wollte, das war in den unteren Sälen in Mitte des pittoresken Museums ein Glaskasten, in welchem man mehrere Proben von Meerweibchen aufbewahrt.

Das Meerweibchen ist ein Holland und seinen Colonien eigenthümliches Erzeugniß.

Wie man weiß, oder wie man nicht weiß, theilt sich das Meerweibchen in zwei Klassen:

Die Sirene und die Nereide.

Die Sirene ist das Ungeheuer des Alterthumes mit dem Kopfe einer Frau und einem Fischschwanze.

Es sind die Töchter der Parthenope, der Ligea und der Leucosia. Wenn man den Schriftstellern des XVI., des XVII. selbst des XVIII. Jahrhunderts glauben soll, so sind die Sirenen nicht selten. Der englische Kapitän John Smith sah im Jahre 1614 in Neuengland in Ostindien eine Sirene, welche den oberen Theil des Körpers vollkommen gleich dem einer Frau hatte. Sie schwamm

mit aller möglichen Anmuth, als er ſie an dem Ufer des Meeres erblickte. Ihre großen, obgleich ein wenig runden Augen, ihre wohlgeſtaltete, obgleich ein wenig ſtumpfe Naſe, ihre Ohren von einer hübſchen, obgleich ein wenig langen Form, machten aus ihr eine ſehr angenehme Perſon, welcher lange grüne Haare einen Charakter von Seltſamkeit verliehen, der nicht ohne Reiz war. Unglücklicher Weiſe machte die ſchöne Badende einen Burzelbaum, und der Kapitän John Smith, der anfing, in ſie verliebt zu werden, bemerkte, daß die Frau von dem Nabel an nur noch ein Fiſch war.

Dieſer Fiſch hatte freilich einen doppelten Schwanz, aber ein doppelter Schwanz erſetzt nicht zwei Beine.

Der Doctor Kircher beſtätigt in einem wiſſenſchaftlichen Berichte, daß eine Sirene in dem Zuyderſee gefangen und in Leyden von dem Profeſſor Peter Paw zergliedert worden ſei, und in demſelben Berichte ſpricht er von einer Sirene, die in Dänemark gefunden wurde, und welche ſpinnen und die Zukunft vorherſagen lernte.

Dieſe Sirene hatte langes Kopfhaar, das nicht aus Haaren, ſondern aus Fleiſchfäden gebildet war. Sie hatte ein angenehmes Geſicht, feurige und anmuthige Augen, wenig Naſe, weit längere Arme, als die der Menſchen, die Finger ihrer Hände waren durch Knorpel, ähnlich der an den Gänſepfoten, mit einander verbunden, ſie hatte runde und feſte Brüſte, ihre Haut war mit ſo weißen und ſo feinen Schuppen bedeckt, daß man ſie von Weitem für eine weiße und fette Haut halten konnte. Sie erzählte, daß Tritonen und Sirenen eine unterſeeiſche Be-

völkerung bilden, welche in der Geſchicklichkeit dem Affen und dem Biber gleich, ſich an für die Taucher unzugänglichen Orten Grotten von Felſen bauen, in welchen ſie ſich Betten von Sand ausbreiten, auf denen ſie ausruhen, ſchlafen und lieben.

Johann Philipp Abelinus berichtet in dem erſten Bande ſeines Europäiſchen Theaters, daß im Jahre 1619 Räthe des Königs von Dänemark, die zur See von Norwegen nach Kopenhagen fuhren, einen Meermann auf dem Meere herumwandern ſahen, der ein Bund Gras auf ſeinem Kopfe davon trug. Man warf ihm eine Lockſpeiſe zu, welche einen Angelhaken verbarg. Wie es ſcheint, war der Meermann gefräßig wie ein Erdmenſch. Er ließ ſich mit einem Stück Speck fangen, biß hinein und wurde am Bord des Schiffes gezogen. Kaum war er aber auf dem Verdecke, als er das reinſte Däniſch zu ſprechen und das Schiff mit ſeinem Untergange zu bedrohen begann. Bei den erſten Worten waren die Matroſen, wie man ſich wohl denken wird, ſehr erſtaunt. Als er aber von einfachen Worten zu Drohungen überging, ſo verwandelte ſich ihr Erſtaunen in Entſetzen. Sie beeilten ſich, den Meermann wieder in das Meer zu werfen, indem ſie ſich auf alle mögliche Weiſe entſchuldigten.

Da dieſes das einzige Beiſpiel eines Meermannes iſt, der geſprochen hat, ſo behaupten Abelinus Ausleger freilich, daß es kein Triton, ſondern ein Geſpenſt war.

Johnſton erzählt, daß man im Jahre 1403 in einem See in Holland ein Meerweibchen fing, welches

von dem Meere in denſelben geworfen worden war. Sie ließ ſich kleiden, gewöhnte ſich daran, Brod und Milch zu eſſen, lernte ſpinnen, blieb aber ſtumm.

Endlich, um wie bei einem Feuerwerke mit dem ſchönſten Stücke zu endigen, erzählt Dimas Bosque, der Arzt des Vicekönigs der Inſel Manara, in einem in Bartholes Geſchichte von Aſien aufgenommenen Briefe, daß, als er mit einem Jeſuiten an dem Ufer des Meeres ſpazieren ging, ein Haufen Fiſcher im vollen Laufe den Vater aufzufordern kam, in ihre Barke zu kommen, um ein Wunder zu ſehen. Der Vater folgte ihrer Einladung, und Dimas Bosque begleitete ihn.

In dieſer Barke befanden ſich ſechszehn Fiſche mit menſchlichen Geſichtern, neun Weibchen und ſieben Männchen, welche die Fiſcher mit einem einzigen Wurfe des Netzes gefangen hatten. Man zog ſie auf das Ufer und unterſuchte ſie genau. Ihre Ohren waren hervorſtehend, wie die unſrigen, knorpelich und mit einer dünnen Haut überzogen. Ihre Augen waren in Farbe, Geſtalt und Lage gleich den unſrigen, ſie waren in unter der Stirn verborgenen Höhlen eingeſchloſſen, waren mit Augenlidern verſehen, und hatten nicht, wie die der Fiſche, verſchiedene Achſen der Seekraft. Die Naſe wich von der menſchlichen Naſe nur dadurch ab, daß ſie ein wenig platt, wie die der Neger, und leicht geſpalten, wie die der Bullenbeißer war. Der Mund und die Lippen waren vollkommen den unſrigen gleich. Die Zähne waren breit und dicht an einander gewachſen. Sie hatten eine breite und

mit einer außerordentlich weißen Haut bedeckte Bruſt, welche die Blutgefäße ſehen ließ.

Die Weibchen hatten runde und feſte Brüſte, und ohne Zweifel ſäugten einige von ihnen, denn, indem man die Brüſte drückte, ſpritzte eine weiße und ſehr reine Milch heraus. Ihre zwei Spannen lange und weit volleren Arme, als die unſrigen, waren ohne Gelenke, die Hände waren an den Ellbogenknochen gewachſen. Endlich theilte ſich der Unterleib von den Hüften an in einen doppelten Schwanz, gleich dem der Fiſche.

Man wird begreifen, daß ein ſolcher Fang großes Aufſehen machte. — Der Vicekönig kaufte dieſen Fang den Fiſchern ab, und machte mit dieſer ganzen Geſellſchaft von Tritonen und von Sirenen ſeinen Freunden und Bekannten ein Geſchenk, indem er ſie vereinzelte.

Der holländiſche Reſident empfing für ſeinen Theil eine Sirene, die er an ſeine Regierung ſandte, welche ſie in das Muſeum nach dem Haag ſchickte.

Man wird begreifen, daß eine wahre Sirene, eine authentiſche Sirene, eine in einem Muſeum befindliche und überſchriebene Sirene, von der die Wiſſenſchaft erklärt hat, daß ſie nicht zu der Familie des Lazarille de Tormes oder des Cadet Rouſſel Eſturgeon gehört, ſondern ein authentiſcher Nachkomme des Fluſſes Achelus und der Nymphe Caliope ſei, bei weitem ſehenswerther war, als eine Galerie von Raben, hätte es auch zehn Tauſend Raben in dieſer Galerie gegeben.

Denn am Ende ſieht man alle Tage Raben, und die Sirenen werden dagegen immer ſeltener.

So daß, da ich nicht wußte, ob ich jemals nach dem Haag zurückkommen würde, ich dieſe Gelegenheit, eine Sirene zu ſehen, nicht verfehlen wollte.

Aber ſo große Eile ich auch hatte, mir dieſes Vergnügen zu gewähren, ſo wurde ich doch ſogleich bei meinem Eintritte zurückgehalten.

Ich wußte, daß ſich in demſelben Muſeum das vollſtändige Koſtüm ausgeſtellt befände, welches Wilhelm von Naſſau, Prinz von Oranien, dem die Geſchichte den Beinamen des Schweigſamen gegeben hat, trug, als er am 10. Juli 1584 in Delft von Balthaſar Gerard ermordet wurde.

Dieſe hiſtoriſche Erinnerung hatte für mich einen beſtimmten Reiz, der wohl den der Sirenen und der Meerweibchen aller Länder aufwog.

Ich bat daher den Cicerone, mir zuvor das Gefach anzudeuten, in welchem die Kleider Wilhelms enthalten waren, nachher den Schrank, in welchem die Leiche des Meerweibchens ausgeſtellt wäre.

Die Kleider des Gründers der holländiſchen Republik, des Urhebers der Utrechter Union, des Gatten der Wittwe Teligny's, befinden ſich zur Linken beim Eintritte in den erſten Saal; ſeit zwei Hundert vier und ſechszig Jahren ſind ſie der Verehrung des Volkes ausgeſtellt, dem Wilhelms letzter Seufzer galt.

—Herr, habe Erbarmen mit meiner Seele und mit dieſem armen Volke! ſagte der Schweigſame, als er fiel.

Das Wamms, die Weſte und das mit Blut befleckte Hemd befinden ſich da mit der Kugel, welche ihm die Bruſt durchbohrte, mit der Piſtole, aus welcher ſie kam.

Es iſt ein lebendiger und ewiger Fluch gegen den Mörder.

Ich kenne Nichts, das mehr zur Betrachtung, zu dem Träumen, zu der Poeſie antreibt, als der Anblick materieller Gegenſtände.

Wie vieles liegt in dem Meſſer Ravaillacs! wie vieles in der Kugel Balthaſar Gerards!

Wer vermag zu ſagen, wie viel drei Zoll Stahl oder zwei Loth Blei in dem Schickſale der Völker wiegen!

Zufall, Vorſehung oder Verhängniß, die Welt wird über dieſe drei Worte ergrauen.

Der Sphinx, der über ſie wacht, iſt der Zweifel.

Ich würde allein darum nach dem Haag zurückkehren, um dieſes mit Blut befleckte Hemd, dieſe Piſtole und dieſe Kugel wieder zu ſehen.

Aber es war drei Viertel auf eilf Uhr, ich hatte nur noch einige Minuten für mich. Ich verlangte meine Sirene zu ſehen; man führte mich nach einem Kaſten, welcher drei Ungeheuer enthielt; einen Faun, einen Vamphr und eine Sirene.

Die Sirene war es, welche ich ſehen wollte. Ich ließ den Vamphr und den Faun bei Seite.

Sie war ausgetrocknet und ohngefähr von der Farbe eines Karaiben-Kopfes. Ihre Augen waren geſchloſſen; die Naſe war eingefallen; die Lippen hatten ſich

an die ſelten gewordenen Zähne geklebt; der Buſen war augenſcheinlich, obgleich eingefallen; einige ſeltene und kurze Haare ſträubten ſich auf ihrem Kopfe; endlich endigte ſich der untere Theil des Körpers in einem Fiſchſchwanze.

Es gab nichts dagegen zu ſagen; es war wirklich eine Sirene.

Von mir befragt, erzählte mir nun mein Cicerone die Geſchichte des Arztes Dimas Bosque, des Jeſuiten, des Vicekönigs von Manara und des holländiſchen Reſidenten, ſo wie ich ſie erzählt habe.

Als er hierauf ſah, daß ich darauf beſtand, andere Umſtände zu erhalten, ſagte er zu mir:

—Es ſcheint, daß Sie begierig auf Auskünfte über dieſe Arten von Thieren ſind.

Ich fand meinen Cicerone ziemlich unverſchämt, ein Geſchöpf unter die Zahl der Thiere zu ſtellen, das den Kopf einer Frau, die Hände einer Frau und den Buſen einer Frau hatte; da ich aber keine Zeit hatte mit ihm zu ſtreiten, ſo antwortete ich ihm:

—Sehr begierig, und wenn Sie mir deren geben können . . .

—Ah! nicht gerade ich; aber ich kann Ihnen angeben, wo Sie deren finden werden.

—Wo das? ſagen Sie geſchwind.

—In Monikendamm.

—Was iſt das, Monikendamm?

—Es iſt ein Flecken zwei Stunden weit von Amſter-

dam, in dem Hintergrunde eines kleinen Meerbuſens von dem Zuyderſee.

— Und dort werde ich Auskünfte über die Sirenen erhalten?

— O! ganz gewiß, über die Sirenen, über die Meerweibchen, was noch bei weitem merkwürdiger iſt.

— Es befindet ſich alſo deren eine in dem Muſeum von Monikendamm?

— Nein, aber es befindet ſich deren eine auf dem Friedhofe; ſie werden ihren Gatten und ihre Kinder ſehen, was wohl auch merkwürdig ſein wird.

— Sie hat ſich alſo verheirathet? ſie hat alſo Kinder gehabt?

— Sie hat ſich verheirathet und ſie hat Kinder gehabt. Freilich verleugnen ihre Kinder ſie, aber ihr Gatte wird Ihnen Alles erzählen.

— Spricht er Franzöſiſch?

— O! er ſpricht alle Sprachen. Er iſt ein alter Seewolf.

— Und Sie nennen ihn?

— Den Vater Oliſus.

— Wo werde ich ihn finden?

— Vielleicht in Amſterdam ſelbſt; er hat ein Schiff, mit welchem er Reiſende von Amſterdam nach Monikendamm überfährt; wenn Sie ihn nicht in Amſterdam finden, ſo werden Sie ihn in Monikendamm finden, wo ſeine älteſte Tochter ein Wirthshaus Zum alten Oſtindienfahrer hält.

— Sie ſagen: der Vater Oliſus?

— Der Vater Olifus.

— Gut.

Ich warf einen letzten Blick auf die Sirene, von der Biard eine Zeichnung entwarf, und wir ſprangen mit dem Ausrufe in unſere Lohnkutſche:

— Nach der Eiſenbahn.

XIII.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Das Wirthshaus Zum Alten Oſtindienfahrer.

Holland iſt das Vaterland der Eiſenbahnen; von dem Haag nach Amſterdam haben die holländiſchen Ingenieure nicht einen Graben auszufüllen, nicht einen Maulwurfshügel zu durchſtechen gehabt.

Uebrigens iſt die Gegend immer dieſelbe; eine unermeßliche, ganz mit Waſſerſtreifen, kleinen Gehölzen von dem friſcheſten Grün durchſchnittene Wieſe voll von in ihre Wolle gehüllter Schaafe und bunter Kühe.

Nichts iſt der Wahrheit getreuer, als die Landſchaften der holländiſchen Meiſter. Wenn man Hobbema und Paul Potter geſehen hat, ſo hat man Holland geſehen.

Wenn man Teniers und Terburg geſehen hat, ſo hat man die Holländer geſehen.

Und dennoch mögen die, welche Holland nicht geſehen haben, dorthin gehen; ſelbſt nach Hobbema und Paul Potter iſt Holland ſchön zu ſehen, ſelbſt nach Teniers und Terburg iſt es gut die Holländer kennen zu lernen.

In zwei Stunden waren wir in Amſterdam.

Eine Viertelſtunde nachher gingen wir die Freitreppe eines allerliebſten, auf der Kaiſers Gracht gelegenen Hauſes hinauf, und durch Bedienten angekündigt, welche uns erwarteten, ſahen wir Madame Wittering, die Herren Jacobſon und Gudin uns entgegen eilen.

Madame Wittering war immer noch die liebenswürdige Frau, welche ich bereits drei Male die Ehre gehabt hatte, ſchön, beſcheiden, wie ein Kind erröthend, eine anmuthige Miſchung der Pariſerin und der Engländerin zu ſehen.

Ihre Schweſter, Madame Jacobſon, war in London.

Während fünf Minuten fand ein Wetteifer von Umarmungen und Händedrücken ſtatt.

Wie ich geſagt, war Gudin da, der von Schottland kam.

Der Tiſch war gedeckt.

Ich habe nach meinen franzöſiſchen Gewohnheiten geſprochen, indem ich ſagte: der Tiſch war gedeckt.

In Holland iſt der Tiſch immer gedeckt, dort iſt das Haus in der ganzen Annahme des Wortes gaſtfreundſchaftlich.

Jeder von uns hatte ſein Zimmer in dieſem reizenden

Hauſe eingerichtet, das zu gleicher Zeit Aehnlichkeit mit einem Schloſſe und einer Sennerhütte hatte.

Es war ein Vergnügen, dieſe durchſichtigen Fenſterſcheiben, dieſe glänzenden Thürklinken, dieſe Teppiche in den Zimmern, auf den Gängen, auf den Treppen zu ſehen; dieſe Bedienten, die man niemals ſieht, und die man immer mit der Sauberkeit, der Eleganz und dem Wohlſein beſchäftigt erräth.

Indem ſie uns an den Tiſch führte, erinnerte uns Madame Wittering daran, daß der König um drei Uhr ſeinen Einzug hielte, und daß wir bei einer ihrer Freundinnen ein Fenſter hätten, um dieſem Einzuge beizuwohnen.

Wir nahmen doppelte Biſſen, und um drei Viertel auf drei Uhr gingen wir nach dem Hauſe, wo wir erwartet wurden.

Der 11. Mai war herbeigekommen. Vor ſieben Tagen hatte ich in Paris das Feſt des 4. Mai geſehen. Nach ſieben Tagen und einer Entfernung von Hundert und fünfzig Meilen ſah ich ein zweites Feſt, das auf den erſten Blick eine Fortſetzung des erſten zu ſein ſchien. In Amſterdam, wie in Paris, in Paris, wie in Amſterdam, gingen wir unter dem Geſchrei des Volkes unter einem Gewölbe von dreifarbigen Fahnen durch. Nur tragen die franzöſiſchen Fahnen die drei Farben ſenkrecht, und die holländiſchen Fahnen die drei Farben wagerecht; nur rief man in Paris: Nieder mit dem Königthume! und in Amſterdam: Es lebe der König!

Wir wurden unſeren augenblicklichen Wirthen vorge-

ſtellt. Ihre Wohnung war eine neue Probe eines holländiſchen Hauſes; es war ein wenig größer, als das Witterings und lag wie das ſeinige zwiſchen einem Kanale und einem Garten, die vordere Seite auf den Kanal, die hintere auf den Garten.

Die Decke der Zimmer war mit ſchönen Malereien verziert.

Ich erwartete in Holland auf jedem Schritte Möbeln von Lack, Vaſen von Porzellan, China und Japan, in den Speiſeſälen und in den Salons anzutreffen; aber die Holländer ſind wie jene geringſchätzenden Eigenthümer, welche das nicht ſchätzen, was ſie haben. Ich ſah viele franzöſiſche Etagèren, einige kleine Figuren von ſächſiſchem Porzellan, aber wenig Kaminſchirme, wenig Nachgeahmtes, wenig chineſiſche Spielereien.

Um ein Viertel auf vier Uhr hörten wir einen großen Lärm, der uns an die Fenſter eilen ließ. Das war der Anfang des Zuges. Wir ſahen zuerſt die Muſik kommen, dann die Cavalerie, dann Volk und Wägen untereinander gemiſcht, dann endlich eine Nationalgarde zu Pferde, in bürgerlichen Kleidern und ohne eine andere Waffe, als eine Reitpeitſche, ohne andere Auszeichnung, als ein großes Band von carmoiſinrothem Sammet.

Dem Ganzen zogen zwei bis drei Hundert Handwerksburſchen und Gaſſenbuben voraus, welche ihre Mützen in die Luft warfen, und die holländiſche Nationalhymne ſangen.

Nur iſt es das Merkwürdige dabei, daß die National-

hymne der Holländer, das heißt des am meiſten republikaniſchen Volkes der Erde, eine monarchiſche Hymne iſt.

Während ich über alle die königlichen Einzüge nachdachte, welche ich bereits in meinem Leben geſehen hatte, kam der Zug vorüber und der König kam in Mitte von ein Dutzend Generälen oder hohen Beamten ſeines Palaſtes uns näher.

Er war ein Mann von dreißig bis zwei und dreißig Jahren, blond, mit blauen Augen, denen er wechſelsweiſe einen erhabenen Ausdruck von Sanftmuth und von Feſtigkeit zu geben weiß, und einem Barte, der den untern Theil ſeines Geſichtes bedeckt.

Das Ganze des Geſichts war theilnehmend, die Grüße waren herablaſſend und dankbar.

Als er vorüber kam verneigte ich mich, und er grüßte mich, indem er ſich umwandte perſönlich mit dem Auge und mit der Hand.

Ich vermogte nicht zu glauben, daß dieſer doppelte Gruß ſich an mich richtete; ich wandte mich daher auch um, um zu wiſſen, wer dieſe königlichen Ehrenbezeugungen erhalten hätte.

Jacobſon verſtand meine Bewegung.

— Nein, nein, ſagte er zu mir, Sie ſind es wirklich, den der König gegrüßt hat.

— Ich, den der König gegrüßt hat? Unmöglich, er kennt mich nicht.

— Deshalb hat er ſie gerade erkannt. Er kennt alle unſere Geſichter auswendig. Er hat ein fremdes Geſicht

geſehen, und er hat ſich geſagt: — Das iſt mein Dichter.

Das Merkwürdige dabei iſt, daß es die Wahrheit war, und daß der König es mir am folgenden Tage ſelbſt ſagte.

Der König war zu Pferde und trug die Admirals-uniform.

Ein großer vergoldeter Wagen kam hinterher; er war mit acht weißen Pferden beſpannt, jedes von einem Livréebedienten am Zügel geführt. An den beiden Seiten des Wagens, im Gleichgewichte auf Kutſchentritten, erkannte man die Pagen an ihrer rothen Uniform mit Gold.

Eine Frau von fünf und zwanzig bis ſechs und zwanzig Jahren, zwei Kinder von ſechs bis acht Jahren ſaßen in dem Wagen und grüßten.

Die Kinder, ohne an Etwas zu denken, die Frau, indem ſie vielleicht zu viel dachte.

Dieſe Frau und dieſe beiden Kinder waren die Königin, der Prinz von Oranien und der Prinz Moritz.

Es iſt unmöglich, ein anmuthigeres und zugleich ſchwermüthigeres Geſicht, als das der Königin zu ſehen; ſie iſt eine Frau in ihrer vollen Anmuth, eine Fürſtin in ihrer ganzen Majeſtät.

Ich habe die Ehre gehabt, drei Male von ihr während der beiden Tage empfangen zu werden, die ich in Amſterdam geblieben bin; ich habe nicht ein Wort von dem vergeſſen, was ſie mir geſagt hat.

Möge ihr Volk ihr gut und treu bleiben, und

Gott ihre Schwermuth niemals in Leiden verwandeln!

Der Zug kam vorüber, entfernte ſich und verſchwand. Seltſame Erſcheinung in dieſer Zeit, in welcher die Könige mit einem verhängnißvollen Stempel bezeichnet zu ſein ſcheinen.

Ach! wer hat von ihnen Recht, ſie oder die Völker?

Das iſt das große Räthſel, dem Karl I. und Ludwig XVI. geopfert worden ſind.

Die Reſtauration von 1660 hat dem Volke Unrecht gegeben.

Die Revolution von 1848 hat den Königen Unrecht gegeben

Die Zukunft wird entſcheiden. Nur mögte ich für die Völker wetten.

Sobald der Zug vorübergekommen und verſchwunden war, hatte ich in Amſterdam Nichts mehr zu thun, bis am folgenden Tage um eilf Uhr. Ich beurlaubte mich daher bei meinen Wirthen, indem ich ſie bat, mir Auskünfte zu ertheilen, auf welche Weiſe ich mich nach Monikendamm begeben könnte.

Dieſer Einfall ſchien ihnen ſonderbar. Was konnte ich in Monikendamm zu thun haben?

Ich hütete mich wohl, ihnen zu ſagen, daß ich ein Meerweibchen aufſuchen wollte.

Ich beharrte nur darauf, nach Monikendamm zu gehen.

Man gab mir zu meiner Begleitung den Bruder Witterings mit.

Alexander trennte ſich von mir, er wollte nach Broek gehen.

Biard blieb an mein Schickſal gefeſſelt, und erklärte, daß er mich nach Monikendamm begleiten würde.

Wie ich glaube, ſchämte ſich Biard ein wenig, an dem Nordkap geweſen zu ſein, von dem äußerſten Ende von Europa aus zwei Meere geſehen, und in dieſen beiden Meeren kein einziges Meerweibchen angetroffen zu haben.

Er rechnete auf meinen Stern in Ermangelung des ſeinigen.

In dem Hafen angelangt, ſuchte ich oder bat vielmehr meinen Führer, den Vater Oliſus aufzuſuchen.

Die Aufſuchung war lange vergebens; die Barke war wohl da, aber der Führer befand ſich nicht darin.

Endlich entdeckte man ihn in einer Art von abſcheulicher Kneipe, in welcher er gewohnt war, ſich aufzuhalten. Man benachrichtigte ihn, daß ein Reiſender, der nach Monikendamm ginge, nur mit ihm fahren wollte.

Dieſer Vorzug ſchmeichelte ihm; er willigte ein, ſeinen Grog zu verlaſſen, und ſchritt ganz lächelnd auf mich zu.

— Da iſt der Vater Oliſus, ſagte der Mann zu mir, der auf die Bitte Witterings ſo gefällig geweſen war, dieſen aufzuſuchen.

Ich gab meinem Menſchenaufſucher einen Gulden.

Der Vater Oliſus bemerkte den Gulden, und als er ſah, wie gering ich den Preis deſſelben ſchätzte, wurde er liebenswürdiger als jemals.

Während dieſer Zeit muſterte ich ihn mit einer Neugierde, die mit ſeiner Wichtigkeit im Verhältniſſe ſtand.

Biard entwarf ſein Porträt.

Wie man mir geſagt hatte, war er ein alter Seewolf von ſechszig bis vier und ſechszig Jahren, der mehr einem Seekalbe, als einem Menſchen glich. Weiße Haare und weißer Bart, beide einen Zoll lang; Haare und Bart ſteif wie die Borſten eines Kanonenwiſchers; Fayence-blaue runde Augen mit feuchten Augenſternen; ein bis an die Ohren geſpaltener Mund, der zwei gelbe Zähne von oben nach unten, wie die Zähne eines Seehundes, blicken ließ, ſeine Geſichtsfarbe war wie Mahagoniholz.

Er war in weite Hoſen gekleidet, die ehemals blau geweſen waren, und in eine Art von Paletot mit Kapuze, auf deſſen Nähten man noch einige Verzierungen unterſcheiden konnte, welche dieſem Paletot einen ſpaniſchen oder neapolitaniſchen Urſprung anwieſen.

Die eine ſeiner Wangen war durch eine ungeheure Maſſe Kautabak wie durch einen Rothlauf aufgeſchwellt.

Von Zeit zu Zeit ſpie er einen Strom ſchwarzen Speichels mit jenem, den Tabakskauern ganz eigenthümlichen Pfeifen aus ſeinem Munde.

— Ah! Sie ſind Franzoſe, ſagte er zu mir.

— Woher wiſſen Sie das?

— Gut! es verlohnte ſich der Mühe die vier Welttheile, Aſien, Afrika und Amerika geſehen zu haben, wenn man nicht auf den erſten Blick einen Mann erkennte. Franzoſe, Franzoſe, Franzoſe!

Und er begann zu ſingen:

Für das Vaterland zu ſterben . . .

Ich unterbrach ihn kurz.

— Ah! nicht das, Vater Olifus, he! etwas Anderes.

— Warum das nicht?

— Weil ich dieſen Refrain kenne.

— Gut, wie Sie wollen. — Sie wünſchen alſo nach Monikendamm zu gehen?

— Ja.

— Und Sie halten darauf, daß es der Vater Olifus iſt, der Sie dorthin fährt, nicht übel?

— Ja.

— Wohlan! man wird Sie dorthin fahren, und das noch ohne den Preis zu beſtimmen . . .

— Und warum ohne den Preis zu beſtimmen?

— Weil man Augen hat und man geſehen hat, das iſt genug; werden Sie in Monikendamm übernachten?

— Ja.

— Nun denn! ich empfehle Ihnen das Wirthshaus Zum Alten Oſtindienfahrer.

— Das iſt es gerade, wohin ich gehe.

— Meine Tochter Margaretha iſt die Wirthin davon.

— Ich weiß das.

— Ah! äußerte der Vater Olifus, ah! Sie wiſſen das. Gut!

Und er ſchien zu überlegen.

— Nun denn! wenn wir aufbrächen, Vater Olifus?

— Ja, ja, brechen wir auf. Indem er ſich hierauf

nach meiner Seite umwandte, ſagte er: ich weiß, warum Sie kommen.

— Sie wiſſen es?

— Ich weiß es; Sie ſind ein Gelehrter, und Sie wollen mich plaudern laſſen.

— Macht es Ihnen etwa Mühe zu ſprechen, Vater Olifus, wenn man den Anfang des Geſpräches mit Ratafia, die Mitte mit Rum und das Ende mit Arak begießt?

— Ei! Sie kennen die Steigerung.

— O! meiner Treue, nein, es iſt zufällig.

— Wohlan! man wird ſprechen, aber nicht in Gegenwart der Kinder, verſtehen Sie?

— Und wo ſind die Kinder?

— Sie werden ſie ſogleich ſehen.

Und er wandte ſich nach drei verſchiedenen Richtungen und pfiff.

Das Pfeifen des Vater Olifus glich ſehr dem Schreie einer Locomotive.

Bei dieſem Pfeifen ſah ich aus den verſchiedenen Richtungen fünf große junge Burſchen herbeikommen, welche auf einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt zuſchritten.

Dieſer gemeinſchaftliche Mittelpunkt war Biard, der Vater Olifus und ich.

— Hierher, Joachim! hierher, Thomas! hierher, Johann! hierher, Simon und Judas! rief er in holländiſcher Sprache aus, eilen wir uns ein wenig. Da iſt Kundſchaft für uns und für Eure Schweſter Margaretha.

Bei dem Namen Margaretha und aus der Art und

Weiſe, mit welcher der Vater Oliſus die fünf großen Burſchen anredete, die auf uns zu kamen, verſtand ich ſo ziemlich, was er geſagt hatte.

— Ah ſo! Vater Oliſus, iſt das etwa eine Probe von dieſer ſchönen Familie, von der man mir geſprochen hat?

— Im Haag, nicht wahr, auf dem Muſeum? Ich müßte dieſem alten Schelm da ein Trinkgeld ausſetzen. Ja, es ſind meine fünf Söhne.

— Dann haben Sie fünf Söhne und eine Tochter?

— Eine Tochter und fünf Söhne, gerade ſo viel, von denen zwei Zwillinge ſind, Simon und Judas; der älteſte iſt fünf und zwanzig Jahre alt.

— Und alle von derſelben Mutter? fragte ich mit einem gewiſſen Zögern.

Oliſus blickte mich an.

— Von derſelben Mutter, ja, von dieſer Seite iſt es ſicher. Ich mögte nicht eben ſo viel von Seiten ... Aber, ſtill! da ſind die Kinder; kein Wort in ihrer Gegenwart.

Die Söhne gingen vor mir vorüber, indem ſie mich grüßten und ihren Vater mißtrauiſch anblickten; es hatte ihnen ohne Zweifel geſchienen, daß der gute Alte bereits geplaudert hätte.

— Geſchwind, geſchwind, Jungens, in die Barke, ſagte der Vater Oliſus, und zeigen wir den Herren, daß wir auf einem Schiffe von achtzig Kanonen nicht am unrechten Platze wären.

Drei der jungen Leute ſtiegen ziemlich raſch in die

Barke, während die beiden andern die Kette anzogen, um ſie dem Ufer zu nähern.

Wir ſprangen auf das Hintertheil, auf welches der Vater Olifus noch ziemlich flink hinabſtieg. Dann endlich folgten uns die beiden letzten Söhne, Simon und Judas, und Mannſchaft und Paſſagiere befanden ſich vollſtändig. Es ſchien mir, als ob Simon und Judas ſich niemals verließen, denn ſie beſchäftigten ſich damit, den kleinen Maſt aufzurichten, der auf dem Boden der Barke lag, während der Vater ſich an das Steuer ſetzte, Joachim die Kette losmachte, und Johann und Thomas, jeder mit einem Ruder verſehen, in Mitte der Tauſende von Barken und von Schiffen manövrirten, welche den Hafen überfüllten.

Sobald wir der Hinderniſſe entledigt waren, konnten wir das Segel aufſpannen. Der Wind war günſtig; wir fuhren raſch. Nach Verlauf von zehn Minuten hatten wir das kleine Vorgebirge umfahren, welches uns die Ausſicht unterbrach, und wir ſegelten auf dem offenen Zuyderſee.

Nach Verlauf einer halben Stunde kamen wir zwiſchen Tidam und der Inſel Marken vorüber.

Olifus berührte mich mit der Fingerſpitze.

—Betrachten Sie genau dieſes hohe Schiff dort, ſagte er.

—An dem Ufer der Inſel? fragte ich.

—Ja.

—Nun denn! ich betrachte es.

—Dort iſt es, wo ich ſie gefunden habe.

— Wen?

— Still!

In der That, Joachim hatte die Bewegung geſehen, hatte ſich nach unſerer Seite umgewandt, und, indem er ziemlich unehrerbietig die Achſeln zuckte, ſeinem Vater einen Blick des Vorwurfes zugeſchleudert.

— Nun denn! was gibt es, Jungens? ſagte dieſer ... Nichts.

Alles wurde wieder ſtill.

Nach Verlauf von fünf Minuten befanden wir uns in dem kleinen Meerbuſen, und wir fingen an das Dorf zu erblicken, das ſich zu unſerer Linken erhob.

Die jungen Leute hatten mehrere Male die Augen nach dem Süden geworfen, und obgleich ihre Blicke nicht beſorgt waren, ſo waren ſie doch beſchäftigt.

— Was haben denn Ihre Söhne? fragte ich; ſie haben das Anſehen, irgend Etwas zu erwarten.

— Ja, ſie erwarten Etwas, das ſie eben ſo gern nicht kommen ſehen mögten.

— Und was erwarten ſie?

— Den Wind ...

— Den Wind?

— Ja, den Wind, den Südwind, und heute Abend werden ſie wahrſcheinlicher Weiſe auf den Dämmen wachen müſſen. Um ſo beſſer für uns ...

— Warum um ſo beſſer für uns?

— Ja, wir werden ruhig ſein und plaudern können.

— Es iſt Ihnen alſo nicht zuwider, von der zu ſprechen ...

— Mir, im Gegentheile, das erleichtert mir das Herz. Aber es iſt, als ob ſie ſich verabredet hätten, die Partei dieſes Schindluders von Buchold zu nehmen. Gut, da habe ich das Wort entſchlüpfen laſſen und ſie haben es gehört. Betrachten Sie die Augen, welche mir Simon und Judas zuwerfen. Sie ſind indeſſen die jüngſten, ſie ſind noch nicht zwanzig Jahre alt. Nun denn! ſie ſind ſchon wie die Andern.

— Was iſt das, die Buchold?

Die jungen Leute wandten ſich um und runzelten die Stirn.

— Schön! da wiederholen Sie das Wort. Sie werden ſich willkommen machen.

In der That, unſere fünf Matroſen ſchienen ziemlich übler Laune zu ſein.

Ich ſchwieg.

Wir näherten uns dem kleinen Dorfe, das in dem Maße, als wir weiter kamen, aus dem Waſſer hervorzukommen ſchien.

— Laſſen Sie Sich Nichts merken, ſagte der Vater Oliſus zu mir, und blicken Sie nach Ihrer Linken.

Ich ſah einen Friedhof.

Er blinzelte mit triumphirender Miene mit dem Auge.

— Dort iſt ſie, ſagte er.

Ich verſtand, und dieſes Mal begnügte ich mich, mit einem leichten Kopfnicken zu antworten.

Aber unſer, obgleich halb ſtummes Zweigeſpräch war Thomas nicht entgangen, der, ohne Zweifel im Widerſpruche mit dem Gefühle der Zufriedenheit, das ſein Vater zu

empfinden ſchien, einen Seufzer ausſtieß und das Zeichen des Kreuzes machte.

— Ei, Ihre Söhne ſind katholiſch? fragte ich ihn.

— O! mein Gott, ja! ſprechen Sie mir nicht davon, dieſe Schelme wiſſen nicht, was ſie erfinden ſollen, um mich raſend zu machen; übrigens habe ich Unrecht, bös auf ſie zu ſein; es iſt nicht ihre Schuld, ſondern die ihrer Mutter.

— Ah! ihre Mutter war . . .

— An dem Tage, wo ich ſie gefunden habe, habe ich ſie einen Augenblick lang allein gelaſſen, und ſiehe da, während dieſer Zeit hat ſie der Pfarrer getauft.

— Mein Vater! ſagte Johann, der ſich uns am nächſten befand, indem er ſich umwandte.

— Gut! ſagte er, man ſpricht von Deinem Schutzpatron, der unſeren Heiland in dem Jordan getauft hat.

Indem er zu gleicher Zeit aufſtand, machte er mit ſeiner Mütze ein Zeichen des Grußes.

— He! Margaretha! . . . he! . . . rief er einem ſchönen Mädchen von neunzehn bis zwanzig Jahren zu, das auf der Schwelle ihrer Thür ſtand, mache das ſchönſte Zimmer zurecht, und bereite ein gutes Abendeſſen, ich führe Dir Kundſchaft zu.

— Gehen Sie voraus und erwarten Sie mich in Ihrem Zimmer; während ſie auf den Dämmen ſein werden, werde ich zu Ihnen heraufkommen, und bei einer Pfeife Tabak und bei einem Glaſe Ratafia Ihnen die Sache erzählen.

Ich gab ihm einen Wink der Zuſtimmung, auf den er durch einen ſchlauen Blick antwortete, und nachdem ich mit Hilfe Simons und Judas an das Land geſtiegen war, ſchritten wir auf das Wirthshaus Zum Alten Oſtindienfahrer zu, auf deſſen Schwelle uns unſere ſchöne Wirthin mit lächelnder Miene erwartete.

XIV.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Eheliche Widerwärtigkeiten.

Wir wurden von unſerer ſchönen und jungen Wirthin Margaretha auf das beſte aufgenommen.

Sie führte uns in ein Zimmer mit zwei Betten, und fragte uns, ob wir das Eſſen in unſerem Zimmer angerichtet haben, oder in dem Gaſtzimmer eſſen wollten.

Die Hoffnung, daß Vater Olifus uns ſein Abenteuer erzählen würde, ließ uns vorziehen in unſerem Zimmer zu eſſen.

Aufgefordert zu erklären, was wir zu unſerm Abendeſſen am Liebſten wünſchten, erklärten wir, uns in dieſer Beziehung ganz auf den guten Willen der Mademoiſelle Margarethe zu verlaſſen.

Wohlverſtanden wurde dieſe ganze Unterhaltung durch

Zeichen gemacht; aber dieſe unter Männern, die ungeduldig werden, lächerlichen Zeichen, werden eine ſehr angenehme Sprache, wenn ſie mit einer hübſchen Frau geſprochen wird, die uns zulächelt.

Es ging daraus hervor, daß wir, obgleich nicht ein Wort unter uns ausgeſprochen war, uns nach Verlauf von fünf Minuten vollkommen verſtändigt hatten.

Der Vater Olifus hatte ſich nicht geirrt; der Wind fuhr fort zu blaſen, indem er an Gewalt zunahm; es war Nichts dabei zu fürchten, aber man mußte gleichwohl aus Vorſicht auf den Dämmen wachen.

Von dem Fenſter aus ſahen wir drei der Söhne des Vaters Olifus nach der Küſte zu gehen; die beiden andern, Simon und Judas, traten in ein Haus, in welchem ſie, wie wir ſpäter erfuhren, zwei Schweſtern den Hof machten.

Während wir in Mitte der erſten Schatten der Nacht, die immer finſterer wurde, mit den Augen dem Treiben der Straße und des Hafens folgten, bedeckte ſich unſer Tiſch zuvörderſt mit einer Schüſſel geräucherten Rindfleiſches, einer Schüſſel auf dem Roſt gebratenen Salmens und einer Schüſſel dampfender harter Eier.

Dieſe Eier, von der Größe der Taubeneier, waren grün mit rothen Flecken; es ſind Kiebitzeier, die man im Monat Mai im Ueberfluſſe findet, und die bei Weitem köſtlicher ſind, als Hühnereier.

Eine Flaſche Bordeaux erhob ſich in Mitte dieſer Ausſtellung nationaler Produkte wie ein ſchlanker und bei dem geringſten Stoße ſchwankender Thurm.

Wir ſetzten uns mit einem Appetite von Seefahrern zu Tiſche. Alles war vortrefflich, Wein und Eßwaaren.

Außerdem war das Abendeſſen für uns nur eine Nebenſache; hingegen erwarteten wir mit der größten Ungeduld das Erſcheinen des Vater Oliſus.

Bei dem Nachtiſche hörten wir auf der Treppe einen zugleich ſchwerfälligen und verſtohlenen Gang; die Thür ging auf, und eine Flaſche in jeder Hand, eine Flaſche unter dem Arme und die Pfeife im Munde, hielt der Vater Oliſus ſeinen Einzug, indem er ſchweigend lachte.

— Still, ſagte er, hier bin ich.

— Und, wie es ſcheint, in guter Geſellſchaft.

— Ja. Ich habe geſagt, es ſind zwei Franzoſen, gehen wir zu vier hin, um in gehöriger Stärke zu ſein. Ich habe eine Flaſche Ratafia, eine Flaſche Rum, eine Flaſche Arak genommen, und da bin ich.

— In Wahrheit, Vater Oliſus, ſagte ich zu ihm, je mehr ich Sie höre, deſto mehr ſetzen Sie mich in Erſtaunen; Sie ſprechen das Franzöſiſche in Wahrheit nicht wie ein Matroſe Seiner Majeſtät Wilhelms III., ſondern wie ein Seemann Seiner Majeſtät Ludwigs XIV.

— Das kommt daher, weil ich im Grunde Franzoſe bin, ſagte der Vater Oliſus, indem er mit den Augen blinzelte.

— Wie, im Grunde?

— Ja, mein Vater war Franzoſe und meine Mutter Dänin; mein Großvater war Franzoſe und meine Großmutter Hamburgerin. Was meine Kinder anbelangt,

ſo rühme ich mich deſſen, ſie haben einen Franzoſen zum Vater und eine Mutter . . .

O! was die Mutter anbelangt, ſo mögte ich nicht wagen zu ſagen was ſie war; was ſie anbelangt, ſo ſind ſie wahre Holländer, was ſich nicht zugetragen haben würde, wenn ich da geweſen wäre, um ihre Erziehung zu leiten; aber ich war in Indien.

— Sie kamen indeſſen von Zeit zu Zeit zurück? fragte ich lachend.

— Darüber irren Sie Sich, ich kehrte nicht zurück.

— Aber Ihre Frau beſuchte Sie dort?

— Nein und ja.

— Wie, nein und ja?

— Das iſt es gerade, wo ſich die Sache verwickelt. Es ſcheint, daß die Entfernung Nichts dazu thut, wenn man eine Hexe zur Frau hat.

— Am Ende?

— Ja, das iſt es. In jedem Falle will ich Ihnen Alles erzählen; aber zuvor ein Glas Nataſia, es iſt ächter, ich ſtehe Ihnen dafür. Auf Ihre Geſundheit!

— Auf die Ihrige, mein Wackerer!

— Wie ich Ihnen ſagte, bin ich alſo Franzoſe, der Sohn eines Franzoſen, Matroſe von dem Vater auf den Sohn, von dem Geſchlechte der Seewölfe und der Seehunde; ich bin auf dem Meere auf die Welt gekommen, und ich hoffe auf dem Meere zu ſterben.

Wie ſind Sie mit dieſem Berufe nicht in die Kriegsflotte eingetreten?

— O! ich habe zur Zeit des Kaiſers gedient, aber

im Jahre 1810, gute Nacht! ich bin gefangen genommen und nach England geſchickt worden, wahrſcheinlicher Weiſe, um dort das Engliſche zu lernen; wie Sie ſehen werden, hat mir das ſpäterhin genützt.

— Im Jahre 1814 kehrte ich hierher nach Monikendamm zurück; da war es, wo der Kaiſer mich genommen hatte; ich war betriebſam, ich machte dort auf den Pontons alle Arten von Arbeiten aus Stroh, und verkaufte ſie nachher an die engliſchen Damen, welche uns zu beſuchen kamen, ſo daß ich mit einer kleinen Summe, etwa drei bis vier Hundert Gulden, hier ankam.

Ich kaufte eine Barke, wurde Schiffer und beluſtigte mich, Reiſende nach Amſterdam, nach Purmeren, nach Edam, nach Hoorn, kurz, längs der ganzen Küſte hinzufahren.

So ging es von 1815 bis 1820. Ich war fünf und dreißig Jahre alt, man ſagte mir immer: Verheirathet Ihr Euch nicht, Vater Olifus? Ich ſagte: Nein. Ich bin ein Seemann, und ich werde mich ſo lange nicht verheirathen, als bis ich ein Meerweibchen gefunden habe. — Und warum wollt Ihr ein Meerweibchen, Vater Olifus? — Ei, antwortete ich, weil die Meerweibchen nicht ſprechen.

Ich muß Ihnen ſagen, daß man vor zwei bis drei Hundert Jahren ein geſcheitertes Meerweibchen auf dem Sande gefunden hat; man hatte ihm gelehrt aufzuwarten und zu ſpinnen, aber niemals hat man ihm das Sprechen lehren können.

— Ja, ich weiß es. Nun denn?

— Sie werden begreifen; eine Frau, welche aufwartet, welche ſpinnt und die nicht ſpricht, das iſt ein Schatz; aber ſehen Sie, die Wahrheit dabei iſt, daß ich nicht an die Meerweibchen glaubte, und daß ich entſchloſſen war, mich nicht zu verheirathen.

Eines Tages, es war am 20. September 1823, ich werde den Datum niemals vergeſſen, es war am Tage zuvor ſtürmiſches Wetter geweſen, blies der Wind von der Nordſee her. Nachdem ich einen Engländer nach Amſterdam gefahren hatte, und als ich zwiſchen dem Cap Tidam und der kleinen Inſel Marken gerade an dem Orte vorüberkam, wo ſich Schilf befand und das ich Ihnen bei unſerer Herfahrt gezeigt habe, erblickten wir Etwas wie ein Thier, welches im Waſſer plätſcherte.

Wir ruderten; je mehr wir ruderten, deſto mehr glaubten wir ein menſchliches Geſchöpf zu erkennen; wir riefen ihm zu: Haltet Euch gut! Muth! wir kommen! Aber je mehr wir riefen, deſto mehr verdoppelte ſich der Lärm. Wir kamen an, und wir erblickten, was? eine Frau, welche im Waſſer plätſcherte.

Es befand ſich ein Pariſer unter der Mannſchaft, ein Spaßvogel, er ſagte zu mir: — Ei, Vater Olifus, ein Meerweibchen, das iſt ganz Eure Sache.

Sehen Sie, bei dieſem Worte hätte ich mich davon machen ſollen; durchaus nicht, neugierig wie ein Meerſchwein, kam ich immer näher und ſagte: Es iſt meiner Treue wahr, es iſt eine Frau, und die dazu noch im Begriffe ſteht zu ertrinken; man muß ſie nehmen, man muß ſie fortſchaffen.

— Sie iſt eben nicht gekleidet, ſagte der Pariſer.

Sie war in der That ganz nackend.

— O! fürchteſt Du Dich etwa? ſagte ich zu ihm.

Und zu gleicher Zeit ſprang ich in das Waſſer und nahm ſie in meine Arme.

Sie war in Ohnmacht geſunken.

Wir wollten ſie aus dem Schilfe ziehen, aber ich weiß nicht, wie ſie ſich darin gefangen hatte, das Gras hatte ihr eine Schleife um das Bein gemacht, wie die Seemannsſchleifen.

Man war genöthigt das Gras abzuſchneiden.

Wir legten ſie in die Barke, bedeckten ſie mit unſeren Mänteln und ſteuerten nach Monikendamm.

Wir vermutheten, daß in der Umgegend irgend ein Schiffbruch ſtattgefunden hätte, und daß die arme Frau an die Küſte geworfen wäre, an welcher ſie ſich in dem Schilfe verwickelt hätte.

Der Pariſer allein ſchüttelte den Kopf. Er ſagte, daß die Frau vor Furcht ohnmächtig geworden wäre, als ſie uns erblickte, und er behauptete, daß es eine Nereide, und keine Schiffbrüchige wäre.

Und hierauf hob er einen Zipfel unſerer Mäntel auf, und betrachtete ſie. Ich betrachtete ſie gleichfalls, und ich geſtehe, daß ich ſogar ein Vergnügen daran fand ſie zu betrachten.

Es war ein hübſches Geſchöpf, das höchſtens zwanzig bis zwei und zwanzig Jahre alt zu ſein ſchien. Schöne Arme, ſchöne Bruſt; nur ſpielten die Haare in das Grüne.

Da ſie aber ſehr weiß war, ſo ſtand ihr das ziemlich gut.

Während ich ſie betrachtete, ſchlug ſie ein Auge auf. Das Auge war gleichfalls grün. Aber es war darum nicht häßlicher.

Als ich ſah, daß ſie das Auge aufgeſchlagen hatte, ließ ich den Mantel zurückfallen, indem ich ſie über meine Unbeſcheidenheit um Verzeihung bat und ihr ſagte, daß ich in Monikendamm das ſchönſte Kleid von der Tochter des Bürgermeiſters Vanclief borgen würde, um es ihr zu geben.

Sie antwortete nicht, ich glaubte, daß es aus Scham ſei, und gab den andern einen Wink Nichts zu ſagen, nur munterte ich ſie auf zu rudern; plötzlich erhoben ſich die Mäntel, und ſie nahm ihren Anlauf, um in das Waſſer zu ſpringen. Welcher Einfaltspinſel ich geweſen bin, ſie nicht gewähren zu laſſen!

— Sie haben ſie zurückgehalten?

— Gerade bei ihren grünen Haaren; aber nun trug ſich Etwas zu, das mir die Augen hätte öffnen ſollen; nämlich, daß ſie, obgleich ſie allein war, beinahe mit uns Allen fertig geworden wäre, die wir zu ſechs waren. Der Pariſer unter andern erhielt von ihr einen Schlag auf das Auge . . . ah! er hat geſagt, daß er niemals auf der Courtille etwas Aehnliches geſehen hätte.

Ich glaubte, daß ſie eine Wahnſinnige wäre, die ſich umbringen wollte. Ich packte ſie um den Leib, und obgleich ſie eine Haut ſo glatt wie die eines Aales hatte,

gelang es mir doch, ſie feſt zu halten, während meine Matroſen ihr die Hände und die Füße banden.

Sobald die Hände und die Füße gebunden waren, war es vorbei, ſie ſtieß einige Schreie aus, vergoß einige Thränen, dann entſchloß ſie ſich, ſich ruhig zu verhalten.

Es gab nicht Einen unter uns, der nicht ſeinen Taps bekommen hatte, aber der beſte war der des Pariſers; von fünf zu fünf Minuten badete er ſich das Auge mit Seewaſſer. Wenn Sie jemals irgend einen Puff erhalten, ſo nehmen Sie Seewaſſer, das iſt ein Univerſalmittel.

Kurz, wir landeten. Als man den Fund erfuhr, den wir gemacht hatten, eilte das ganze Dorf herbei.

Wir trugen die Frau in das Haus, und ich ließ die Tochter des Bürgermeiſters Vanclief benachrichtigen, damit ſie die Güte haben mögte, eines ihrer Kleider zur Verfügung der Schiffbrüchigen zu ſtellen. Ich beharrte darauf, ſie für eine Schiffbrüchige zu halten. Dem iſt nun einmal ſo, wenn man nicht weiß.

Die Tochter des Bürgermeiſters eilte herbei, indem ſie ein Koſtüm mitbrachte; ich ließ ſie in das Zimmer treten, in welchem ſich unſere Gefangene auf einem Bette liegend und immer noch an Händen und Füßen gebunden befand.

Man muß glauben, daß ſie ſie für ein Geſchöpf ihrer Art erkannte, denn, nachdem ſie dem jungen Mädchen einen Wink gegeben hatte, ihr die Hände loszubinden, und dieſe ſich beeilt hatte, ihr dieſen Dienſt zu erzeigen.

begann ſie dieſelbe voll Neugierde anzublicken, ihre Kleider zu berühren, ſie aufzuheben, wie um zu erfahren, ob ſie nicht zu ihrem Körper gehörten, unter ihr Kleid und in ihr Mieder zu blicken, wozu ſich die Tochter des Bürgermeiſters mit der größten Gefälligkeit hergab, indem ſie ihr den Unterſchied zeigte, der zwiſchen der Leinewande und dem Fleiſche ſtattfände, ſich entkleidete und wieder ankleidete, um ihr das Geheimniß der Aehnlichkeit begreiflich zu machen, das unter ihnen ſtattfände, wenn ſie nakkend wären, und den Unterſchied, wenn ſie angekleidet wären.

— O! ſehen Sie, die Koketterie iſt ein der wilden Frau, wie der civiliſirten Frau, der civiliſirten Frau, wie dem Seeweibchen angebornes Laſter; ſtatt daß ſie zu entfliehen verſuchte, ſtatt daß ſie fortfuhr zu ſchreien und zu weinen, beluſtigte ſich die unſrige damit, die Kleider und die Röcke, die Hauben und die vergoldeten Verzierungen des Kopfputzes zu betrachten, worauf ſie ein Zeichen gab, daß ſie ſich ankleiden wollte; ſie hatte nur ein Mal geſehen, wie Alles das aus und angezogen wurde. Bah! ſie war faſt eben ſo geſchickt, als ob ſie ihr ganzes Leben lang nichts Anderes gethan hätte, als ſich anzukleiden und ſich auszukleiden; als ihre Toilette beendigt war, ſuchte ſie Waſſer, um ſich darin zu ſpiegeln. Die Tochter des Bürgermeiſters reichte ihr einen Spiegel; ſie betrachtete ſich, ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung aus, und begann wie eine Unſinnige zu lachen.

In dieſem Augenblicke trat der Pfarrer ein, und begann ſie auf jeden Zufall hin zu taufen. Nur hätte ſie

dem Pfarrer beinahe die Augen ausgeriſſen, als er ihr ihre Haube abnehmen wollte. Man mußte ihr begreiflich machen, daß man ihr nur für einen Augenblick lang den Kopf entblößte; aber ſie ließ weder die Haube, noch die vergoldeten Verzierungen los, welche ſie ſich ganz allein wieder anlegte, ſobald der Pfarrer ſich entfernt hatte.

Ich ſtarb vor Begierde ſie zu ſehen. Ich ging daher auch hinauf, indem ich die Tochter des Bürgermeiſters frug, ob ich eintreten könnte; dieſe machte mir die Thüre auf. Meine fünf Matroſen befanden ſich hinter mir; ſie hielten ſich auf dem Vorplatze gedrängt; der Pariſer kam als der letzte mit einem Umſchlage von Salzwaſſer auf ſeinem Auge.

Ich ſuchte, wo das Seeweibchen wäre. Ich erkannte ſie nicht. Ich ſah eine ſchöne Frieſin mit ein wenig grünen Haaren, das war Alles. Aber Grün und Gold paßt ſehr gut zu einander, wie Sie wiſſen.

Die Tochter des Bürgermeiſters machte mir eine tiefe Verbeugung.

Das Meerweibchen ſah zu, wie es ihre Freundin angefangen hatte, und machte es eben ſo. Da ſieht man, was ein Weib iſt, mein Herr; was für ein heuchleriſches Weſen es gibt! Es war noch keine zwei Stunden her, daß ſie Bekanntſchaft mit menſchlichen Geſchöpfen gemacht hatte, und ſie weinte, lachte, betrachtete ſich in einem Spiegel und machte bereits die Verbeugung. O! das hätte mich wohl aufklären müſſen; aber was geſchrieben ſteht, ſteht geſchrieben.

Ich begann eine Unterhaltung durch Zeichen mit ihr.

Ich fragte ſie, ob ſie keinen Hunger hätte. Ich weiß, daß man ſich durch Leckerbiſſen bei den Thieren beliebt macht, und, dem iſt nun einmal ſo, ich hatte den Einfall, mich von dieſer Frau lieben zu laſſen, wäre es auch nur aus Neugierde. Sie machte ein bejahendes Zeichen, nun brachte ich ihr Waſſermelonen, Roſinen, Birnen, kurz Alles, was ich mir an Früchten verſchaffen konnte.

Sie kannte Alles das. Sobald ſie es ſah, fiel ſie darüber her. Nur wollte ſie den Teller eſſen, als ſie die Früchte gegeſſen hatte, und man hatte alle Mühe von der Welt, ihr begreiflich zu machen, daß ſich das nicht eſſen ließe.

Indeſſen hatte bereits der Pfarrer das ſeinige gethan. Er hatte der Tochter des Bürgermeiſters erklärt, daß wenn das Meerweibchen auch ein Fiſch wäre, es ein Fiſch ſei, der zu ſehr einer Frau gliche, um bei einem unverheiratheten Manne zu bleiben, ſo daß, nachdem ſie ihr Mahl beendigt hatte, der Bürgermeiſter mit ſeiner Frau und ſeiner andern Tochter ſie abholten.

Die beiden neuen Freundinnen entfernten ſich Arm in Arm.

Nur ging das Meerweibchen barfuß; ſie hatte die Schuh nicht anziehen können, welche man ihr gebracht hatte, nicht etwa weil ſie zu klein waren, im Gegentheile; aber dieſer Theil ihres Anzuges war der letzte, an den ſie ſich gewöhnen konnte.

Als ſie an die Thüre des Hauſes kam, warf ſie einen Blick auf das Meer; vielleicht hatte ſie Luſt in ihre ehemalige Wohnung zurückzukehren, aber ſie hätte durch

die ganze Bevölkerung gehen müſſen, welche ſich aus Neugierde verſammelt hatte; außerdem hätte das ihre ſchönen Kleider verdorben. Die Neuangekommene ſchüttelte den Kopf und ſchlug ruhig ihren Weg nach dem Hauſe des Bürgermeiſters ein, indem ihr die ganze Bevölkerung von Monikendamm mit dem Ausrufe folgte: Die Buchold! die Buchold! was in der Volksſprache bedeutet: das Waſſermädchen.

Da ſie keinen Familiennamen hatte, ſo blieb ihr dieſer Name.

Ich hatte Hundert Male geſagt, daß ich nur ein Meerweibchen heirathen würde. Ich war nach Wunſch bedient. Am ſelben Abende tranken daher auch alle meine Kameraden auf meine bevorſtehende Verheirathung mit der Buchold; ſie war jung, ſie war hübſch, ſie hatte mich mit ihren grünen Augen auf eine gewiſſe Weiſe angeblickt, die mir nicht mißfallen hatte; meiner Treue! ich trank wie die Andern.

Drei Monate nachher verſtand ſie Alles das zu thun, was eine Frau zu thun verſteht, ausgenommen zu ſprechen; ſie war in ihrem frieſiſchen Koſtüme nicht allein das hübſcheſte Mädchen von ganz Holland, ſondern auch noch von ganz Friesland; es hatte das Anſehen, als ob ſie mich nicht verſchmähete, und ich war wie ein Dummkopf in ſie verliebt; ich hatte alle Rechte auf ſie, da ich es war, der ſie gefunden hatte; es war keine Einrede von Seiten ihrer Eltern zu fürchten.

Ich heirathete ſie.

Sie wurde auf der Mairie unter dem Namen Ma-

ria die Buchold verheirathet, da der Herr Pfarrer, als er ſie taufte, es für angemeſſen gehalten hatte, ihr den Namen der Mutter unſeres Heilandes zu geben.

Ich gab ein großes Eſſen, nachher einen großen Ball, von dem die neue Maria durch Zeichen alle Honneurs machte, indem ſie wie eine gewöhnliche Frau, nur ſtumm wie eine Schleihe, trank, aß und tanzte.

Als man ſie ſo hübſch, ſo anmuthig und ſo ſtumm ſah, riefen die Eingeladenen wie mit einer Stimme: wie glücklich iſt dieſer verteufelte Oliſus!

Um Mitternacht verabſchiedete ich die ganze Geſellſchaft, welche ſich entfernte, indem ſie nochmals ſagte: Wie glücklich der verteufelte Oliſus iſt!

Am folgenden Tage erwachte ich um zehn Uhr Morgens. Sie war bereits wach und ſah mich ſchlafen. Ich ſchlug plötzlich die Augen auf, und es ſchien mir auf ihrem Geſichte ein ſeltſamer Ausdruck von Spott und von Schalkheit zu liegen. Aber, ſo bald ſie meinen Blick ſich auf den ihrigen hatte heften ſehen, nahm ihr Geſicht wieder ſeinen gewöhnlichen Ausdruck an, und ich dachte nicht mehr an den andern.

— Guten Tag, meine liebe Frau, ſagte ich zu ihr.

— Guten Tag, mein lieber Mann, antwortete ſie.

Ich ſtieß einen Ausruf der Verzweiflung aus; der Schweiß ſtieg mir auf die Stirn; meine Frau ſprach.

Es ſchien, als ob die Ehe ihr die Zunge gelöſt hätte.

Das trug ſich am 22. December 1823 zu.

— Auf Ihre Geſundheit, mein Herr, ſagte der Va-

ter Olifus, indem er ein zweites Glas Ratafia austrank, und mich wie Biard aufforderte, es eben ſo zu machen, und heirathen Sie kein Meerweibchen.

Hierauf fuhr er mit der Rückſeite ſeiner Hand über ſeine Lippen, und fuhr fort.

XV.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Zweite Heirath des Vater Olifus.

Indeſſen, da der Gebrauch der Zunge meiner Frau nur gekommen zu ſein ſchien, um mir Artigkeiten zu ſagen, ſo tröſtete ich mich darüber, keine ſtumme Frau zu haben.

Sogar mehr noch; während eines Monats war ich ziemlich glücklich; Jedermann machte mir Glückwünſche. Es gab nur den Pariſer, der, wenn ich ihm mein Glück pries, mir antwortete, indem er ſang:

Va t'en voir s'ils viennent, Jean,
Va t'en voir s'ils viennent.

(Sieh doch nach, ob ſie kommen, Hanns, ſieh doch nach ob ſie kommen.)

Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſ-

ſen, daß er niemals Vertrauen zu der Buchold gehabt hatte.

Nach Verlauf eines Monates der Ruhe glaubte ich zu bemerken, daß ſich das Wetter verfinſterte; es fand noch hier und da Ruhe ſtatt, aber das war die Ruhe, welche dem Sturme vorausgeht. Wie Sie begreifen werden, kannte ich als Seemann das, und ich ſchickte mich an, ihm die Spitze zu bieten.

Das fing in Bezug auf eine Reiſe an, die ich nach Amſterdam gemacht habe; ſie behauptete, daß ich einer ehemaligen Freundin von mir, welche an dem Hafen wohnte, einen Beſuch abgeſtattet hätte, daß ich die ganze Nacht über bei ihr geblieben ſei, und daß wenn dieſe Freundin am Tage zuvor ſtumm geweſen wäre, Nichts im Wege geſtanden hätte, daß ſie am folgenden Tage ſprechen gelernt hätte.

Ah! ich muß Ihnen ſagen, daß meine Frau in weniger als acht Tagen gelernt hatte Alles zu ſagen, und daß ſie nach Verlauf dieſes Monates allen Sprachmeiſtern von Amſterdam, von Rotterdam und dem Haag etwas zu rathen aufgegeben hätte.

Was mich bei dem, was ſie über meinen Beſuch in dem Hafen von Amſterdam ſagte, zornig machte, war, daß es die Wahrheit war; man hätte ſagen können, daß die Hexe mir gefolgt wäre, daß ſie das Haus betreten und daß ſie alles das geſehen hätte, was vorgefallen war.

Ich leugnete wie ein Teufel, aber ſie beharrte nichts deſto weniger darauf zu glauben, was ſie wollte und mir

zu drohen, das erſte Mal, daß mir ſo etwas wieder begegnen ſollte, mich daran denken zu laſſen.

Ich nahm die Drohung für das, was gewöhnlich die Drohung einer Frau werth iſt, und da Nichts von der Welt mir unerträglicher iſt, als ein mürriſches Geſicht, ſo ſchmeichelte ich der Buchold ſo ſehr, daß ſie am folgenden Tage nicht mehr daran dachte, oder zum Mindeſten nicht mehr daran zu denken ſchien.

Vierzehn Tage verfloſſen ziemlich ruhig. Am folgenden fuhr ich Reiſende nach Edam; ſie ſollten am ſelben Abende nach Monikendamm zurückkehren, aber es waren Maler, ſie hatten Zeichnungen zu machen gefunden; ſie erklärten mir, daß ſie mich bis zum folgenden Tage behielten; ich konnte zurückkehren und ihnen ſagen, daß, da ſie ihre Uebereinkunft nicht hielten, ich die meinige nicht zu halten brauchte. Aber, wie Sie begreifen werden, verläßt man gute Kunden nicht ſo; außerdem hatte ich in Edam eine ehemalige Freundin, die ich ſeit meiner Verheirathung mit der Buchold nicht geſehen hatte; als ich in der Straße vorbeikam, hatte ſie mir hinter ihrem Vorhange einen kleinen Wink gegeben, und ich hatte mit dem Auge geblinzelt, was ſo viel ſagen wollte, als: Es iſt abgemacht, wenn ich einen Augenblick frei habe, ſo werde ich Dir meinen Beſuch abſtatten. Ich hatte mehr als einen Augenblick, ich hatte die ganze Nacht.

Und dann war ich dieſes Mal vollkommen ruhig. Da meine Freundin Vorſichtsmaßregeln anzuwenden hatte, wenn ich ſie vor meiner Verheirathung beſuchte, ſo geſchah dies des Nachts, indem ich über eine Gartenmauer

kletterte, eine kleine Thür aufmachte, die eine Hecke verschloß, und durch ihr Fenster in das Zimmer stieg.

Niemand hatte damals Etwas von diesen nächtlichen Unternehmungen erfahren, Niemand würde jetzt etwas davon erfahren.

Um eilf Uhr, in einer kohlschwarzen Nacht, ging ich daher nach der Mauer, über welche ich stieg, nach der Thür, welche ich überschritt, nach dem Fenster, das ich erkletterte, und auf dessen Höhe ich zwei hübsche Arme fand, die mich ganz offen empfingen.

— Bei Gott! sagte Biard, Sie haben eine Art und Weise zu erzählen, Vater Olifus, die den Mund wässerig macht. Auf die Gesundheit der Eigenthümerin dieser beiden hübschen Arme!

— O! mein Herr, trinken Sie viel eher auf die meinige, sagte der Vater Olifus mit schwermüthiger Miene, und indem er ein drittes Glas Ratafia austrank.

— Bah! und was konnte Ihnen denn in diesem kleinen Zimmer begegnen, in welchem Sie so angenehmer Weise erwartet wurden?

— Es war nicht in diesem kleinen Zimmer, mein Herr, es war als ich es verließ.

— Fahren Sie fort, Vater Olifus, wir hören Ihnen aufmerksam zu; Sie erzählen wie Sterne, fahren Sie fort.

— Nun denn! als ich es verließ, wie Sie wohl begreifen werden, war es vor Anbruch des Tages, denn sie hatte Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, wie ich Ihnen gesagt habe, und nach dem, was mir zu Haus bei meiner

Rückkehr von Amſterdam begegnet war, wünſchte ich ſelbſt nicht geſehen zu werden; nun denn! beim Fortgehen fand ich, nachdem ich die kleine Thür und die Hecke überſchritten hatte, ein Hinderniß mitten in der Allee, ein Nichts, einen Bindfaden, ein Kabelgarn, etwas über meinen Weg Geſpanntes, ich hatte mein Meſſer in der Taſche, ich machte es auf und durchſchnitt den Faden.

Aber, ſehen Sie, im ſelben Augenblicke erhielt ich einen Stockſchlag auf die Rippen, aber einen Schlag! Ha! Schurke, rief ich aus und ich packte den Stock, aber es war Niemand da, als ein Birnbaum, an den der Stock auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe befeſtigt war; indem ich dieſen Faden durchſchnitt, machte ich den Stock frei, ſo bald der Stock frei war, ſchlug er.

Ich entfloh, indem ich mir die Rippen rieb. Mein erſter Gedanke war geweſen, daß der Vater oder die Brüder irgend etwas gemerkt hätten, und daß ſie, indem ſie es nicht wagten, mich offen anzugreifen, dieſen Hinterhalt vorbereitet hätten.

Da übrigens Niemand gelacht, da Niemand ein Wort geſagt, da ſich ſogar Niemand gerührt hatte, ſo machte ich mich auf den Fußzehen davon und kehrte in das Wirthshaus zurück.

Um zehn Uhr verließen wir Edam, eine halbe Stunde nachher befanden wir uns in dem Hafen von Monikendamm.

So bald ich nur in der Ferne mein Haus erblicken konnte, ſah ich die Buchold unter der Thür; ſie erwartete mich mit einer Miene übler Laune, die mir von ſchlim-

mer Vorbedeutung ſchien; ich nahm im Gegentheile ein lachendes Geſicht an, aber kaum hatte ich die Schwelle überſchritten, als ſie die Thür hinter mir verſchloß.

— Ah! ſagte ſie, das iſt eine hübſche Aufführung für einen Mann, der ſechs Wochen verheirathet iſt.

— Welche Aufführung? fragte ich mit unſchuldiger Miene.

— O! er wagt noch zu fragen, ſagte ſie.

— Ohne Zweifel.

— Schweigt, und antwortet.

Ihre grünen Augen funkelten.

— Wo ſind Sie heute Nacht um eilf Uhr geweſen? ſagen Sie. Wo ſind Sie von eilf Uhr bis um fünf Uhr Morgens geblieben? Was iſt Ihnen begegnet, als Sie den Ort verließen, wo Sie dieſe ſechs Stunden zugebracht haben?

— Ich weiß nicht was Sie ſagen wollen.

— Ah! Sie wiſſen es nicht.

— Nein.

— Dann will ich es Ihnen ſagen. Sie haben um eilf Uhr das Wirthshaus verlaſſen, Sie ſind über eine Mauer geklettert, Sie haben eine Thür aufgemacht, Sie haben ein Fenſter erſtiegen, Sie ſind in ein Zimmer getreten, in welchem Sie bis fünf Uhr Morgens geweſen ſind. Um fünf Uhr Morgens ſind Sie fortgegangen, Sie haben einen Stockſchlag bekommen, und Sie ſind in das Wirthshaus zurückgekehrt, indem Sie Sich den Rücken rieben. Sagen Sie ein wenig, ob das nicht wahr iſt!

Ich leugnete trotz dem. Ich gestehe, daß ich dieses Mal nicht dieselbe Unbefangenheit hatte, als früher; außerdem trug ich meine Bestrafung mit mir, da ich die Schwiele des Stockes auf den Schultern hatte.

Aber indem ich immerhin leugnete, machte ich der Buchold freundliche Augen. Ich erwischte hier eine Hand, dort eine Wange, und indem sie immerhin noch brummte, verzieh sie mir am Ende, indem sie zu mir sagte: nehmen Sie Sich in Acht; das nächste Mal werden Sie nicht so wohlfeil davon kommen.

O! sagte ich mir in meinem Innern, das nächste Mal werde ich meine Vorsichtsmaßregeln so gut treffen, daß wir wohl sehen werden.

Sie machte mir ein Zeichen mit dem Kopfe, welches zu sagen schien: Ja, wir werden sehen!

Diese Hexe von Buchold, man hätte sagen können, daß sie bis auf dem Grunde meiner Gedanken läse.

Kurz, wir söhnten uns dieses Mal wieder aus.

Acht Tage nachher fuhr ich Reisende nach Stavorin.

Die Fahrt war lang, es war keine Möglichkeit, am selben Tage zurückzukehren, ich wußte nicht, was ich mit meinem Abende anfangen sollte, als ich mich plötzlich erinnerte, daß ich eine Freundin in der Umgegend hatte.

Es war eine hübsche Müllerin, welche an dem Ufer eines hübschen, zwischen Bath und Stavorin gelegenen Sees wohnte. Wenn ich ihr ehedem Besuche abstattete, so schwamm ich über den kleinen See, und da das Fenster auf das Wasser ging, so hatte sie mir nur die Hand zu reichen, und ich befand mich in ihrem Zimmer.

Dieſes Mal war es noch bei weitem bequemer; der See war zugefroren.

Ich borgte mir ein paar Schlittſchuhe. Um zehn Uhr brach ich von Stavorin auf; um ein Viertel auf eilf Uhr befand ich mich an dem Ufer des Sees; um zehn Uhr fünf und zwanzig Minuten kam ich unter dem Fenſter meiner Müllerin an.

Ich machte das verabredete Signal; das Fenſter ging auf.

Mein Treiben war in der Mühle bekannt. Die Müllerin hatte gute Luſt zu ſchmollen; aber ſie war eine vortreffliche Frau, ſo daß der Streit nicht lange dauerte.

Um ſechs Uhr nahm ich Abſchied; ich war vollkommen ruhig; der See war gänzlich öde; Niemand hatte mich kommen ſehen, Niemand würde mich fortgehen ſehen. Ich nahm meinen Anlauf und brach auf.

Bei dem dritten oder vierten Stoße des Schlittſchuhes ſchien es mir, als ob ich das Eis unter mir krachen fühlte. Ich wollte wieder umkehren, aber es war zu ſpät. Ich fühlte mich nach einem Orte fortgeriſſen, wo ich das Waſſer plätſchern hörte; das Eis war gebrochen worden, während ich bei meiner Müllerin war. Es befand ſich etwas wie ein flüſſiges Grab vor mir; vergebens ſtemmte ich mich auf die Abſätze, ich gelangte an das Loch — und, gute Nacht! Niemand mehr, — ich lag in dem See.

Glücklicher Weiſe tauche ich wie ein Seehund. — Ich hielt meinen Athem an und ſuchte die Oeffnung. — Es iſt nicht leicht, ſich unter dem Eiſe zurecht zu finden! —

Endlich ſah ich eine weit durchſichtigere Streife. Ich ſchwamm nach der Streife, als ich plötzlich etwas fühlte, das mich bei dem Beine packte und mich auf den Grund des Waſſers zog. — Ich hatte den Mund aufgemacht, um Athem zu ſchöpfen, aber ſtatt einen Mund voll Luft, verſchlang ich einen Schluck Waſſer. — Das iſt nicht daſſelbe. — Ich ſah Alles blau.

Ich hörte ein Brauſen in den Ohren; ich ſah ein, daß ich, wenn ich mich nicht auf das ſchnellſte von dem befreite, was mich nach Unten zog, ein verlorener Menſch wäre; ich verſetzte einen Fußtritt aus allen meinen Kräften, ich fühlte, daß der Fußtritt getroffen hatte; das, was mich hinunter zog, ließ mich los. Ich benutzte meine Freiheit, um wieder auf die Oberfläche des Waſſers zu kommen. Noch während zwei bis drei Sekunden ſtieß ich gegen das Eis; endlich, erſtickend, halb todt, faſt ohnmächtig, gelangte ich an die Oeffnung. Ich ſtreckte den Kopf aus dem Waſſer, ich athmete mit den Augen, mit der Naſe und dem Munde zu gleicher Zeit, ich klammerte mich an das Eis, aber das Eis brach in dem Maße ein, als ich wieder hinaufzuſteigen verſuchte. Endlich glitt ich mit einem kräftigen Schwunge auf den Bauch; da das Gewicht einen weit größeren Raum einnahm, ſo widerſtand das Eis. Ich ſtand wieder auf und gab einen Stoß mit dem Schlittſchuhe. O! ſehen Sie! es gibt kein vor dem Winde fahrendes Schiff, das ſo ſchnell ſegelt, als ich fuhr. Ich legte dreißig Knoten in der Stunde zurück; als ich aber an das Ufer des Sees gelangte, hatte ich keine Kraft mehr. Ich ſank ohne Bewußtſein zu

Boden, und als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem recht warmen Bette und erkannte das Zimmer des Wirthshauſes, aus welchem ich am Abende zuvor aufgebrochen war.

Landleute, welche auf den Markt gingen, hatten mich auf den Boden ausgeſtreckt, halb todt und drei Viertel erfroren gefunden; ſie hatten mich auf ihren Karren gelegt und nach Stavorin zurückgebracht, wo die Wirthin, welche mich kannte, alle mögliche Aufmerkſamkeit für mich gehabt hatte.

Dank einer Bole Punſch, welche ich ganz ſiedend austrank, dachte ich zwei Stunden nachher nicht mehr daran.

Unſere Reiſenden hatten endlich gegen zehn Uhr Morgens ihre Geſchäfte beendigt; ſie hatten Eile zurückzukehren und ich auch, denn ich war nicht ohne Beſorgniß über das, was mich zu Haus erwartete. Wir ſegelten um eilf Uhr ab, der Wind war günſtig.

Es waren ohngefähr zwölf Meilen von Stavorin nach Monikendamm; wir legten ſie in ſechs Stunden zurück. Das war gut gefahren.

Dieſes Mal erwartete mich die Buchold nicht auf der Schwelle der Thür, ſondern an dem Ufer des Meeres. Ihre grünen Augen funkelten in der Dunkelheit wie zwei Smaragde. Sie gab mir einen Wink mit der Hand ihr vorauszugehen und nach Haus zurückzukehren. Feſt entſchloſſen, ihr, wenn ſie mich zu ſehr langweilen ſollte, einige jener kleinen ehelichen Zurechtweiſungen zu geben, deren, wie man ſagt, die Frauen alle drei Monate be-

dürfen, wenn man vollkommene Gattinnen aus ihnen machen will, machte ich keine Einwendungen. Ich kehrte also nach Haus zurück, und verschloß die Thür selbst wieder.

Indem ich mich hierauf setzte, sagte ich zu ihr:

— Nun denn! weiter?

— Wie, weiter? rief sie aus.

— Ja. Was wollen Sie von mir?

— Was ich von Ihnen will? Ich will sagen, daß Sie ein schändlicher Mensch sind, so auf die Gefahr hin sich zu ersäufen, herumzulaufen und Ihre arme Frau als Wittwe mit einem Kinde auf den Armen zurückzulassen.

— Wie, ein Kind?

— Ja, Unglückseliger, ich bin schwanger, Sie wissen es wohl!

— Meiner Treue! nein.

— Nun denn! wenn Sie es nicht wissen, so sage ich es Ihnen.

— Das macht mir Vergnügen.

— Ah! das macht Ihnen Vergnügen?

— Soll ich Ihnen etwa sagen, daß mir das leid ist?

— So antworten Sie mir, statt mich um Verzeihung zu bitten?

— Verzeihung, über was?

— Des Nachts wie ein Währwolf herumzustreichen, um den Müllerinnen den Hof zu machen. Ich frage Sie, ist es um sechs Uhr Morgens Zeit Schlittschuhe zu laufen?

— Ah! ſagte ich zu ihr, ich fange an genug an Ihrem Spioniren zu haben; und wenn Sie mich nicht in Ruhe laſſen . . .

— Was werden Sie thun?

Ich hatte ein artiges oſtindiſches Bambusrohr, das ſich wie ein Schilf bog, und das mir dazu diente, meine Sonntagskleider auszuklopfen. Ich nahm es aus einer Ecke, und ließ es an den Ohren der Buchold pfeifen.

— Ich ſage Ihnen nur das, meine Liebe.

— O! äußerte ſie, Du drohſt mir? warte.

Ihre Augen ſchleuderten grüne Blitze. Sie fiel über meinen Bambus her, riß ihn mir aus den Händen mit eben ſo viel Leichtigkeit, als ich es aus denen eines Kindes gethan hätte, und, indem ſie mit den Zähnen knirſchte, verſetzte ſie mir eine Tracht, — ah, aber! — ſehen Sie, daß der Teufel die Waffen darüber ergriffen hätte.

— Bah! äußerten wir.

— Ich hatte die Geſchichte des Schiffes vergeſſen, bei welcher ſie uns, wie Sie wiſſen, beinahe alle ſechs durchgebläut hatte; — aber bei den erſten Hieben, welche ich empfing, erinnerte ich mich daran; ich wollte Widerſtand leiſten, es war ein Hagel! Ich begann damit, zu drohen, zu fluchen, zu wettern, und ich bat am Ende um Verzeihung. Ich hatte mein Theil, wie man zu ſagen pflegt, und ſogar mehr als mein Theil.

Als ſie ſah, daß ich auf den Knieen lag, hörte ſie auf zu ſchlagen.

— Da, ſagte ſie, es iſt gut! das wird dieſes Mal

noch ſo hingehen; aber daß ich Sie nicht mehr dabei erwiſche, oder Sie werden das nächſte Mal nicht ſo wohlfeil davon kommen.

— Den Henker! murmelte ich, am Ende ſchlägt ſie mich gänzlich todt.

— Still, und legen wir uns zu Bett, ſagte ſie; außerdem müſſen Sie ermüdet ſein.

Ich war mehr als ermüdet, ich war wie gerädert.

Ich legte mich zu Bett, ohne etwas zu ſagen; ich wandte die Naſe nach der Wand; ich ſchloß die Augen; ich that als ob ich ſchliefe, aber ich ſchlief nicht.

Sie werden begreifen, daß ich meine Zeit nicht verlor; dieſes Leben ſchien mir nicht zum Aushalten; ich ſann über ein Mittel nach, um mich aus den Krallen der Buchold zu ziehen, und mich zugleich an ihr zu rächen. Ich wußte nicht warum, aber es ahnte mir, daß ſie es wäre, welche die Geſchichte mit dem Stocke in Edam angerichtet, und das Eis des Sees von Stavorin gebrochen hatte.

Noch mehr. Sie werden ſich erinnern, daß ich gefühlt hatte, wie mich Etwas auf die Tiefe des Waſſers zog, und daß ich mich von dieſem Etwas nur durch einen gewaltigen Fußtritt befreit hatte.

Nun aber wollte es mir immer noch nicht aus dem Kopfe kommen, daß es nicht ein Gegenſtand, ſondern eine Perſon war, die mich an dem Beine gezogen hatte, und daß dieſe Perſon die Buchold geweſen.

Irgend eines Tages werde ich wohl erfahren, daß ſie es iſt, ſagte ich mir, indem ich überlegte.

— Und wie? fragte ich ihn.

— Dam! Sie werden begreifen, ich hatte meine Schlittschuhe an den Füßen. Ich hatte nicht die Vorsicht getroffen, meine Schlittschuh abzulegen, um den Fußtritt zu versetzen. Ein Fußtritt mit einem Schlittschuh ist nicht heilbringend, besonders wenn dieser Fußtritt senkrecht trifft. Nun denn! mein Fußtritt hatte senkrecht getroffen, und wenn es die Buchold war, welche den Fußtritt erhalten hatte, so mußte sie die Spur davon irgendwo haben.

— Das ist richtig.

— Ich sagte mir also: ich muß mich verstellen, mir das Ansehen geben, als ob ich den Stockschlag von Edam, das Ersäufen von Stavorin, die Tracht Prügel von Monikendamm vergessen hätte; wenn sie es ist, so wird sie Alles mit einander bezahlen.

Als ich diesen Entschluß gefaßt, drehte ich mich um.

Als sie am folgenden Morgen noch schlief, hob ich das Betttuch auf und betrachtete sie; sie hatte nicht die geringste Spur eines Schlittschuhes an dem ganzen Körper.

Nur bemerkte ich, daß sie, statt wie gewöhnlich ihre Nachthaube aufzusetzen, ihre Haube von Kupfer aufbehalten hatte.

Gut! sagte ich, wenn Du sie morgen nicht abnimmst, so ist das ein Beweis, daß dahinter Etwas steckt.

Aber wie Sie begreifen werden, ließ ich mir Nichts merken. Ich begann mich anzukleiden, und während ich mich ankleidete, erwachte die Buchold.

Ihre erste Bewegung war, die Hand an ihre Haube von Kupfer zu legen.

Gut! sagte ich nochmals, wir werden wohl sehen.

Aber ich ſagte das in meinem Innern, indem ich dabei zu lachen ſchien; ſie ſchien ihrer Seits, man muß ihr die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſobald der erſte Augenblick vorüber war, nicht mehr daran zu denken; der erſte Augenblick war freilich heftig.

Der Tag verfloß, ohne daß weder die Eine, noch der Andere von uns von dem ſprach, was am vorigen Tage vorgefallen war; wir hatten das Anſehen von zwei Turteltauben.

Als der Abend gekommen, legten wir uns zu Bett.

Wie am Abende zuvor, legte ſich die Buchold mit ihrer Haube von Kupfer zu Bett.

Die ganze Nacht über hatte ich teufelmäßige Luſt aufzuſtehen, die Lampe anzuzünden und die kleine Feder zu drücken, welche die verteufelte Haube öffnet; aber als geſchähe es abſichtlich, man hätte ſagen können, daß die Buchold das Fieber hätte, ſie warf ſich beſtändig im Bette herum. Ich faßte Geduld in der Hoffnung, daß ſie die folgende Nacht einen ruhigeren Schlaf haben würde.

Die folgende Nacht kam herbei; ich hatte mich nicht geirrt. Dieſe Nacht ſchlief ſie wie ein bleierner Hund. Ich ſtand vorſichtig auf und zündete die Lampe an. Die Buchold lag gerade auf der Seite. Ich drückte die Feder, die Platte ging auf, und ich ſah unter der Platte über die Schläfe einen Streif, über welchen ich mich nicht irren konnte.

Die Schiene des Schlittſchuhes hatte die Haut des Kopfes durchſchnitten, und ohne ihre verfluchten grünen Haare, welche den Stoß gemildert hatten, hätte ſie ihr den Schädel zerſchmettert.

Ich war mit mir im Reinen; meine Frau hatte nicht nur die Mechanik von Edam vorbereitet, ſie war es auch, welche das Eis des Sees aufgehauen, und es war meine Frau geweſen, welche in der Abſicht, mich zu erſäufen, mich bei dem Beine gezogen hatte.

Sobald ich erſäuft war, kehrte ſie nach Monikendamm zurück, und da wir Alles dem zuletzt Ueberlebenden vermacht hatten, ſo erbte das arme liebe Kätzchen von mir.

Sie werden begreifen, daß man gegen ein ſolches Geſchöpf keine Rückſicht mehr zu nehmen hatte. Mein Entſchluß war im Voraus gefaßt. Ich hatte Alles, was ich an Geld beſaß, in einen Beutel gethan, mit dieſem Gelde wollte ich mich nach gleichviel welchem Lande einſchiffen, und in dieſem Lande würde ich, gleichviel was mir begegnen ſollte, immerhin ruhig und glücklich leben, vorausgeſetzt, daß ich fern von der Buchold lebte.

Entſchloſſen, meinen Plan auszuführen, löſchte ich dem zu Folge die Lampe aus, kleidete mich geräuſchlos an, nahm meinen Beutel aus dem Schranke und erreichte auf den Fußzehen die Thür.

Als ich die Hand auf den Drücker legte, fühlte ich eine Kralle, welche mich bei dem Kragen packte und mich zurückzog.

Ich wandte mich um, es war die Hexe, die Buchold; ſie hatte gethan, als ob ſie ſchliefe und Alles geſehen.

— Ah! ſagte ſie, ſo grejfſt Du es an? nachdem Du mich betrogen, läßt Du mich ſitzen, und indem Du mich ſitzen läßt, richteſt Du mich zu Grunde! warte! warte!

Sie nahm das Bambusrohr aus einer Ecke des Zimmers, aber ich nahm einen Feuerblock aus dem Kamine. Wir ſchlugen uns Beide zu gleicher Zeit; nur blieb ich ſtehen, und ſie fiel wie ein Sack zu Boden.

Sie fiel wie ein Sack zu Boden, indem ſie einen Schrei, oder vielmehr, indem ſie einen Seufzer ausſtieß, und ſobald ſie einmal auf dem Boden lag, rührte ſie ſich nicht mehr.

— Gut! ſagte ich, ſie iſt todt; meiner Treue, um ſo ſchlimmer; ich habe ihr nur das gethan, was ſie mir thun wollte!

Und indem ich fühlte, ob mein Beutel wirklich in der Taſche war, ſtürzte ich aus dem Hauſe, verſchloß die Thür hinter mir, warf den Schlüſſel in das Meer, und begann über die Wieſe in der Richtung von Amſterdam hin zu laufen.

Eine halbe Stunde nachher befand ich mich an dem Ufer des Meeres.

Ich weckte einen mir befreundeten Fiſcher, der in ſeiner Hütte ſchlief. Ich erzählte ihm, daß ich ſo unglücklich mit meiner Frau wäre, daß ich dieſe Nacht beſchloſſen hätte, auszuwandern. Ich bat ihn dem zu Folge, mich nach Amſterdam zu fahren, wo ich die erſte Gelegenheit ergreifen würde, Holland zu verlaſſen.

Der Fiſcher kleidete ſich an, ſchob ſeine Barke in das Meer und ſteuerte nach Amſterdam.

Eine halbe Stunde nachher fuhren wir in den Hafen. Ein prachtvoller Dreimaſter ſchickte ſich an nach Oſtindien abzuſegeln, und lichtete in dieſem Augenblicke die Anker.

Ich bin ſchnell entſchloſſen.

— Ah! bei meiner Treue, ſagte ich zu meinem Freunde, da iſt, was ich brauche, und wenn der Kapitän billig iſt und nicht zu viel für die Ueberfahrt verlangt, ſo iſt es möglich, ein Geſchäft mit einander zu machen.

Und ich rief den Kapitän an.

Der Kapitän kam an das Geländer.

— Holla! Barke, wer ruft? fragte er.

— Ich . . .

— Wer . . . Sie?

— Jemand, der wiſſen möchte, ob Sie noch Platz für einen Paſſagier haben.

— Ja, fahrt an das Steuerbord, dort werden Sie die Treppe finden.

— Das lohnt nicht der Mühe, werfen Sie mir ein Fallreep zu.

— Gut! Wie es ſcheint gehören Sie zum Handwerk.

— Ein Wenig.

Ich wandte mich nach dem Fiſcher um.

— Was Dich anbetrifft, mein Freund, ſagte ich zu ihm, ſo will ich, daß Du auf meine Geſundheit trinkſt, und hier iſt ein zehn Guldenſtück. — Ah! Tauſend Donnerwetter, was iſt das?

— Was gibt es? fragte er.

Ich hatte meinen Beutel geöffnet, und ſtatt voll Gold zu ſein, war er voller Kieſel.

— Meiner Treue, mein Freund, ſagte ich zu dem Fiſcher, indem ich ihm meinen Beutel zeigte, wie Du ſiehſt, war der gute Wille da. Aber ich bin beſtohlen.

— Ah! bah!

— Ja, auf Ehre.

Und ich leerte meinen Beutel in die Barke aus.

— Ei nun! um ſo ſchlimmer, Vater Oliſus, ſagte der wackere Mann. Es iſt nicht zu ändern, die gute Abſicht war da; das wird mich nicht abhalten auf Eure Geſundheit zu trinken, ſeid unbeſorgt.

— Ohe! rief eine Stimme von der Höhe des Verdeckes; hier iſt das verlangte Kabeltau.

Ich gab dem Fiſcher eine Hand, ergriff das Tau und kletterte wie ein Eichhörnchen hinauf.

— Hier bin ich, ſagte ich, indem ich auf das Verdeck ſprang.

— Nun denn! ſprach der Kapitän, und Eure Koffer?

— Hat man etwa Koffer nöthig, um Matroſe zu ſein?

— Matroſe? Ihr habt geſagt Paſſagier.

— Paſſagier?

— Ja.

— Dann habe ich mich verſprochen. Ich habe ſagen wollen: Haben Sie noch Platz für einen Matroſen?

— Wohlan! Du ſiehſt mir wie ein guter Burſche aus, ſagte der Kapitän. — Ja, ich habe Platz für einen Matroſen, und das noch für einen Matroſen zu vierzig Gulden monatlich, da ich Kapitän im Dienſte der Oſtindiſchen Compagnie bin, und die Oſtindiſche Compagnie gut bezahlt.

— Wenn ſie gut bezahlt, ſo wird man ihr gut dienen, das iſt Alles.

Der Kapitän ſagte mir Nichts weiter, ich antwortete ihm nicht mehr; die Anwerbung war eben ſo gültig gemacht, als wenn alle Notare der Welt ſie unterſchrieben hätten.

Am zweiten Tage befanden wir uns auf offener See.

XVI.

Die Verheirathungen des Vater Olifus.

Zweite Heirath des Vater Olifus.

Das erſte Land, welches wir erblickten, nachdem wir die Küſten von Frankreich aus dem Geſicht verloren hatten, war die kleine, nördlich von Madeira gelegene Inſel Porto-Santo. In einem weit dichteren Nebel verborgen, trat Madeira erſt zwei Stunden nachher aus ihm hervor. Wir ließen den Hafen von Funchal zu unſerer Linken, und ſetzten unſere Fahrt fort. Am vierten Tage, nachdem wir Madeira umſegelt, erblickten wir den Pic von Teneriffa, der ſich in den Wogen des Dunſtes zeigte und verlor, welcher ſeine Seiten gleich einem zweiten Meere mit Wellen zu ſchlagen ſchien. Wir fuhren vorüber, ohne anzuhalten, und wir begannen ein grünliches Meer zu befahren, das einer unermeßlichen, mit Kreſſe bewachſenen Fläche

glich; dichte Lagen von Seegras von einem dunklen, in das Gelbe ſpielende Grün bedeckten die Oberfläche des Oceans, und bildeten jene Trauben, welche die Matroſen Trauben des Wendekreiſes nennen.

Es war nicht das erſte Mal, daß ich ſolche Reiſen machte. Ich war zwei Mal in Buenos-Ayres geweſen, und hatte das geſehen, was die Seeleute die blauen Gewäſſer nennen. Ich befand mich daher wieder in meinem Elemente; ich athmete wieder nach meinem ganzen Behagen. Das Schiff war ein guter Segler, und ſegelte ſieben bis acht Knoten in der Stunde. Jeder Knoten entfernte mich um eine Meile von der Buchold, ich hatte Nichts mehr zu wünſchen.

Wir paſſirten die Linie, es fand wie gewöhnlich ein Feſt am Bord ſtatt. Ich zeigte dabei mein von dem alten Oſtindienfahrer unterſchriebenes Zeugniß vor, und ſtatt Waſſer zu empfangen, goß ich es über die Köpfe der Andern.

Der Kapitän war eine gute Haut, er hatte den Rum Preis gegeben, ſo daß ich mich ein Wenig benebelt ſchlafen gelegt hatte. Plötzlich befand ich mich, wie man zu ſagen pflegt, zwiſchen Fell und Fleiſch, ich ſchlummerte halb ſingend, halb ſchnarchend, indem ich mit der Hand die Käfer verſcheuchte, welche ich für fliegende Fiſche hielt; da ſchien mir, als ob eine große weiße Geſtalt durch die Luke herabkomme und auf meine Hängematte zuſchreite.

In dem Maße, als ſie ſich näherte, erkannte ich die Buchold; vielleicht ſchnarchte ich noch, aber ich ſtehe Ihnen dafür, daß ich nicht mehr ſang.

— Ah! ſagte ſie zu mir, nachdem Du mir zwei Male den Schädel eingeſchlagen, einmal mit einem Stoße mit dem Schlittſchuhe und ein anderes Mal mit einem Schlage mit dem Feuerblocke, verſetzt Du Dich alſo in dieſen Zuſtand, Trunkenbold! ſtatt zu bereuen und ſtatt Buße zu thun?

Ich wollte ihr antworten, aber es war ſonderbar, Sie ſprach jetzt, und ich war ſtumm geworden.

— O! es iſt unnöthig, fuhr ſie fort, Du biſt nicht allein ſtumm, ſondern Du biſt auch gelähmt; verſuche einmal, Dich aus dem Staube zu machen, verſuche.

Die verwünſchte Buchold ſah wohl, was in mir vorging, und daß ich übermenſchliche Anſtrengungen machte, um aus meiner Hängematte zu ſteigen. Aber Nichts da! mein Bein war ſteif wie der Fockmaſt, und es hätte der Schiffswinde bedurft, um mich vom Flecke zu bringen.

Ich ergab mich darein. Ich drehte mich gegen den Wind und blieb wie eine Ankerboje.

Glücklicher Weiſe konnte ich die Augen ſchließen, um nicht zu ſehen, das war ein Troſt; aber unglücklicher Weiſe konnte ich die Ohren nicht verſchließen, um ſie nicht zu hören. Sie ſagte mir ſo viel, ſie ſagte mir ſo viel, daß es mir am Ende vor den Ohren ſummte, ohne daß ich die Worte verſtand; dann hörte ich nicht einmal das Summen mehr, dann hörte ich die Stunde ſchlagen; dann hörte ich den Hochbootsmann, welcher rief:

— Die zweite Quartwache auf das Verdeck!

— Sie wiſſen, was die Quartwachen ſind? fragte mich der Vater Oliſus.

— Ja, antwortete ich ihm, fahren Sie immerhin fort.

— Ich hatte alſo die zweite Quartwache. Ich war es, den man rief; ich hörte, daß man mich rief, und ich konnte weder Füße noch Hände rühren. Nur ſagte ich mir: Deine Rechnung iſt gut, Olifus, Du wirſt Seiſing Prügel bekommen. He! Unglückſeliger, man ruft Dich; he, Faulenzer, ſteh doch auf!

Alles das ging in meinem Innern vor ſich, mein Herr. Außerhalb, gute Nacht, Nichts rührte ſich.

Plötzlich fühlte ich, daß man mich ſchüttelte; ich glaubte, daß es die Buchold wäre. Ich machte mich klein; man ſchüttelte mich ſtärker. Endlich hörte ich einen Fluch, um das Schiff zu ſpalten, und eine Stimme, welche zu mir ſagte:

— So ſtehe doch auf! biſt Du todt?

Gut! ich erkannte die Stimme des Oberſteuermannes.

— Nein! nein! ich bin nicht todt! nein, Vater Vidercome, hier bin ich. Nur helft mir aus meiner Hängmatte zu ſteigen.

— Wie! ich ſoll Dir helfen?

— Ja, es iſt mir unmöglich, mich ſelbſt zu rühren.

— Gott verzeihe mir, ich glaube, daß er noch nicht wieder nüchtern iſt. Warte, warte.

Und er nahm den Stiel irgend eines Beſens, der ſich in der Nähe befand.

Ich weiß nicht, ob es die Furcht war, welche mir Kräfte verlieh, oder ob meine Erſtarrung vorüber war; aber ich war leicht wie ein Vogel. Ich ſprang aus meiner Hänge-

matte und ſagte: — Hier bin ich! hier bin ich! Es iſt die Schurkin, die Buchold. Wahrlich, dieſes Geſchöpf iſt zu meinem Unglücke geboren.

— Buchold oder nicht, daß Dir das morgen nicht wieder begegnet, ſagte der Oberſteuermann; oder wir werden ſehen . . .

— O! morgen, äußerte ich, indem ich meine Beinkleider anzog und die Leiter der Luke hinaufkletterte, morgen hat es keine Gefahr.

— Ja, morgen wirſt Du nicht mehr betrunken ſein, ich begreife es; für heute laſſe ich es Dir hingehen; es iſt nicht alle Tage das Feſt des Wendekreiſes. Vorwärts, vorwärts auf das Verdeck.

Ich befand mich darauf; niemals habe ich eine ähnliche Nacht geſehen.

Es waren nicht Sterne mehr, die ſich am Himmel befanden, mein Herr, es war Goldſtaub. Was das Meer anbetrifft, ſo war es durch einen leichten Wind gekräuſelt, wie man keinen andern verlangte, um in das Paradies einzuſegeln.

Das war nicht Alles, das Schiff ſchien die Wellen zu entflammen, indem es ſie ſpaltete. Es war Nichts zu thun. Das Schiff fuhr mit allen Beiſegeln unter dem Winde, wie ein junges Mädchen Sonntags in die Meſſe geht.

Ich bückte mich daher über die Brüſtung, und begann das Waſſer zu betrachten.

Sehen Sie, Sie vermögen ſich nichts Aehnliches vorzuſtellen. Man ſagt, daß es die kleinen Fiſche ſind, die

das machen; ich ziehe es vor zu ſagen, daß es der liebe Gott iſt. Es war, als ob ſich fünfzig Windlichter längs dem Rumpfe des Schiffes befänden und endloſe Feuerwerke in dem Fahrwaſſer des Schiffes anzündeten. Alles das trat auf der dunkeln Farbe der Wellen gleich einer Flammenfahne hervor, deren lange Falten man unter dem Waſſer ſchüttelte.

Plötzlich ſchien es mir, als ob in Mitte dieſer Flammen Etwas wie eine menſchliche Geſtalt ſpielte. Die Geſtalt machte ſich immer ſichtbarer, und was erkannte ich? die Buchold!

Sie haben nicht nöthig mich zu fragen, ob ich einen Sprung zurückthun wollte; aber, Nichts da, an das Geländer des Schiffes gefeſſelt, wie ein Stockfiſch daran gefeſſelt, war es mir unmöglich, mich davon zu entfernen. Im Gegentheile, indem ſie in dem Waſſer ſpielte, indem ſie mit dem Kopfe untertauchte, indem ſie bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken ſchwamm, winkte ſie, machte Bublereien, lächelte mir zu, daß ich meine Füße den Boden verlaſſen, meinen Bauch gleiten fühlte; ſie zog mich wie ein Schwindel an; ich wollte mich zurückhalten, ich fand Nichts; ich wollte ſchreien, ich hatte keine Stimme mehr; ſie zog mich immerfort an. Ha! verfluchte Sirene Ich fühlte meine Haare ſich ſträuben, es befand ſich an jedem ein Tropfen Waſſer, und ich glitt, ich glitt, und der Kopf zog den Unterleib nach, und ich fühlte, daß ich hinabſtürzte. Verfluchte Sirene!

Plötzlich packte man mich bei dem Gürtel meiner Hoſe.

— Aber biſt Du denn raſend, Oliſus? ſagte der Oberſteuermann zu mir, indem er mich an ſich zog. Zu Hilfe, zwei Mann! zwei kräftige! zwei ſtarke! zu Hilfe!

Sie kamen; es war Zeit! ich zog ihn mit mir fort. Ich fiel wieder auf das Verdeck zurück. O weh!

Ich war in Schweiß gebadet, mein Herr, ich knirſchte mit den Zähnen, ich verdrehte die Augen.

— Gut! ſagte der Oberſteuermann, wenn man epileptiſch iſt, ſo ſagt man es zum Mindeſten, das iſt ein Fall, der den Vertrag aufhebt. Das iſt was Schönes, ein Matroſe, der Nervenanfälle hat. Zieraffe von Oliſus, geh.

— Es iſt wahr, mein Herr, ich zappelte mit den Beinen, indem ich dabei ſagte: Nein, es iſt nicht die Epilepſie, es iſt die Buchold. Haben Sie ſie etwa nicht geſehen?

— Wen?

— Die Buchold; ſie war da, indem ſie wie ein Salamander in dem Waſſer und in dem Feuer ſpielte; ſie rief mich, ſie zog mich an, ſie war es! Ha! verfluchte Sirene.

— Was ſagſt Du von einer Sirene?

— Nichts, nichts . . .

Sehen Sie, begann Vater Oliſus wieder, wenn Sie lange Reiſen machen, mein Herr, ſo müſſen Sie mit den Matroſen niemals weder von Sirenen, noch von Nereiden, noch von Meerweibchen, noch von Meermännern ſprechen. Auf dem Lande geht das noch an; auf dem Lande ſpaßen die Matroſen darüber, aber auf dem Meere haben ſie das nicht gern, es macht ihnen Furcht. So

viel iſt gewiß, daß ich um ein Haar untergetaucht wäre, und daß ich ohne den Oberſteuermann einen Schluck aus der großen Taſſe trank.

Ich ſetzte mich an den Fuß des Beſanmaſtes; ich ſteckte meinen Arm durch ein Tauwerk und erwartete den Anbruch des Tages.

Als der Tag angebrochen war, ſchien es mir, als ob Alles das ein Traum wäre; nur, da ich ein heftiges Fieber hatte, ſo ſah ich ein, daß bei alle dem etwas Wirkliches zum Grunde läge. Nun aber war die Wirklichkeit ſehr einfach; ich hatte der Buchold einen Schlag mit dem Feuerblocke verſetzt, ſo gut verſetzt, daß ſie daran geſtorben war, und es war ihre Seele, welche kam, um Gebete von mir zu verlangen.

Unglücklicher Weiſe gibt es auf den Schiffen der oſtindiſchen Compagnie keinen Kaplan; wenn ſich ein Kaplan darauf befunden hätte, ſo hätte ich ihn eine Meſſe leſen laſſen, und Alles war abgemacht. Nun fiel mir ein anderes Mittel ein, ein bekanntes Mittel.

Ich nahm eine Muskatnuß, ſchrieb den Namen der Buchold darauf, wickelte ſie in Leinwand, verſchloß das Ganze in eine Büchſe von verzinntem Blech, machte auf dem Deckel zwei durch einen Stern von einander getrennte Kreuze, und als der Abend gekommen war, warf ich den Talisman mit einem De Profundis in das Meer, und legte mich hierauf in meine Hängematte.

Kaum befand ich mich darin, als ich rufen hörte:

— Ein Mann im Meer!

Wenn man dieſen Ruf hört, ſo gilt er, wie Sie

wiſſen, für Jedermann; denn auf einem Schiffe iſt heute die Reihe an meinem Kameraden, und wird morgen vielleicht an mir ſein. Ich ſprang aus meiner Hängematte und eilte auf das Verdeck.

Es fand ein Augenblick der Verwirrung ſtatt. Jeder ſagte: Wer iſt es denn? Wer iſt in dem Meere? Bin ich es, biſt Du es, iſt er es? Aber gleichviel, da ſich auf einem gut unterhaltenen Schiffe immer ein mit einem Meſſer verſehener Mann an dem Tau der Rettungsboje, oder bei dem Haken befindet, den man loslaſſen muß, um die Rettungsboje in das Meer fallen zu laſſen, ſo hatte der Mann ſein Werk bereits gethan, und die Rettungsboje befand ſich in dem Fahrwaſſer des Schiffes.

Während dieſer Zeit rief der Kapitän:

— Holt das Steuer an; laßt die oberen Segel los; laßt die Hißtaue und die Schoten ſchießen.

Sehen Sie, das iſt folgendes Manöver; wenn ein Mann ins Meer fällt, ſo dreht man das Schiff gegen den Wind, und wenn man, um das Schiff gegen den Wind zu drehen, nicht die Hißtaue und die Schoten ſchießen ließe, ſo würde man während der Zeit, daß es ſeine Wendung macht, gar viele Spieren zerbrochen und gar viele Beiſegel zerriſſen haben, beſonders wenn es mit vollem Winde fährt.

Zu gleicher Zeit hißte man das Boot mittelſt eines Taues; man nahm ein Stück altes Tauwerk, das ſtark genug war, um es zu tragen; man ſteckte das Tau von oben nach unten in eine Hißtaukette. Kurz, man ließ ein Boot in das Meer.

Während dieſer Zeit befand ſich Jedermann auf dem Hinterkaſtel; es war eine wahre Rettungsboje, die man mit einem Feuerwerke, um es zu erleuchten, herabgelaſſen hatte; das Feuerwerk brannte, ſo daß man eine Perſon ſehen konnte, welche ſchwamm!

Wenn ich ſage, daß man ſehen konnte, ſo irre ich mich, nur ich allein ſah, und vergebens mogte ich ſagen: Seht Ihr? ſeht Ihr? die Andern ſagten: Nein, wir ſehen Nichts.

Indem ſie dann um ſich herumblickten, ſagten die Schelme von Matroſen: — Hier bin ich, da biſt Du, da iſt er, wir ſind Alle da.

Wer hat denn einen Mann ins Meer fallen ſehen?

Jedermann ſagte:

— Ich nicht, ich nicht, ich nicht.

— Wer aber hat am Ende gerufen, daß ein Mann ins Meer gefallen ſei?

— Ich nicht, ich nicht, ich nicht.

Niemand hatte geſehen, Niemand hatte gerufen. Während dieſer Zeit hatte der Schwimmer oder die Schwimmende die Rettungsboje erreicht, und ich ſah deutlich eine Perſon an dieſelbe geklammert.

— Gut, ſagte ich, er hält ſie.

— Was?

— Die Rettungsboje.

— Wer?

— Der Mann, der im Meere iſt.

— Du ſiehſt Jemand auf der Rettungsboje?

— Ei, bei Gott!

— Sagt doch, Oliſus, wer ſieht Jemand auf der Rettungsboje, ſagte der Oberſteuermann. Bis jetzt ſcheint es, daß ich gute Augen hatte, aber es ſcheint, daß ich mich irrte.

Das Boot war in dem Meere und ruderte nach der Rettungsboje.

— Ohe! Ihr auf dem Boote! rief der Oberſteuermann, ſeht Ihr Jemand auf der Rettungsboje?

— Niemand.

— Sagt doch, da fällt mir etwas ein, ſagte der Oberſteuermann, indem er ſich nach den Matroſen umwandte.

— Was?

— Daß Oliſus es iſt, der gerufen hat: Ein Mann im Meere!

— Ah! das iſt ſtark!

— Dam! Niemand fehlt, Niemand ſieht die Rettungsboje beſetzt; nur Oliſus behauptet, daß Jemand fehlt; nur Oliſus ſieht Jemand auf der Boje; er muß ſeine Gründe dazu haben.

— Ich ſage nicht, daß Jemand fehlt, ich ſage, daß ſich Jemand auf der Boje befindet.

— Wir werden es wohl ſehen; da führt das Boot ſie zurück.

In der That, das Boot hatte die Boje erreicht und ſie an ſein Hintertheil befeſtigt, ſo daß ſie in dem Fahrwaſſer folgte.

Ich ſah deutlich eine Perſon auf der verteufelten Ret-

tugsboje ſitzen, und je näher das Boot kam, deſto deutlicher ſah ich.

—Ohe! Ihr von dem Boote, rief der Oberſteuermann aus, was führt Ihr uns da zu?

—Nichts.

—Wie, Nichts! rief ich aus, Ihr ſeht nicht? Ihr ſeht nicht?

—Nun! was hat er denn? man ſollte meinen, daß ihm die Augen aus dem Kopfe hervortreten würden.

In der That, ſehen Sie, ich hatte ſo eben meine Sache erkannt, und ich ſagte: Gut! mit mir iſt es aus! die Perſon, welche ſich auf der Rettungsboje befand, mein Herr, war die Buchold, welche ich in einer Büchſe von verzinntem Blech in das Meer geworfen zu haben glaubte.

—Bringt ſie nicht an Bord! rief ich aus. Werft ſie in das Meer . . . Seht Ihr nicht, daß es eine Sirene iſt? ſeht Ihr nicht, daß es ein Meerweibchen iſt? ſeht Ihr nicht, daß es der Teufel iſt?

—Ah! ah! ſagte der Oberſteuermann, er iſt wahrhaftig wahnſinnig; bindet mir dieſen Burſchen da und benachrichtigt den Wundarzt.

In einem Nu war ich gebunden und in ein Krankenzimmer gebracht; dann kam der Wundarzt mit ſeiner Lanzette.

—O! ſagte er, es hat Nichts zu bedeuten; ein hitziges Fieber, ſonſt Nichts. Ich will ihm tüchtig zur Ader laſſen, und wenn er in drei Tagen nicht geſtorben iſt, ſo wird Ausſicht vorhanden ſein, daß er davon kömmt.

Ich erinnere mich Nichts mehr, als daß ich einen

Schmerz am Arme empfand, daß ich mein Blut fließen ſah, und daß ich in Ohnmacht fiel.

Ich wurde indeſſen nicht ſo ſchnell ohnmächtig, um nicht den Kapitän ganz laut ſagen zu hören:

— Niemand, nicht wahr?

Und die ganze Mannſchaft antworten:

— Niemand.

— Ah! der Spitzbube von Oliſus, ich verſpreche ihm Eines, nämlich ihn auf dem erſten Lande auszuſetzen, das wir antreffen werden.

Nach dieſem angenehmen Verſprechen verlor ich die Beſinnung.

XVII.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Zweite Heirath des Vater Olifus.

Der Kapitän war ein Mann von Wort. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in der That auf dem Lande. Ich erkundigte mich, in welchem Welttheile ich mich befände, und ich erfuhr, daß mich der Dreimaſter, Jean de Witt, das war der Name des Schiffes der oſtindiſchen Compagnie, im Vorüberkommen auf Madagaskar ausgeſetzt hätte.

Da ich drei und einen halben Monat am Bord des Jean de Witt gedient hatte, ſo fand ich unter meinem Kopfkiſſen eine Summe von Hundert und vierzig Gulden, was gerade den Lohn für meine drei und einen halben Monat ausmachte.

Sie ſehen, daß der Kapitän bei Allem noch ein wacke-

rer Mann war. Er konnte mir einen Monat abziehen, da ich ſeit einem Monate keinen Dienſt mehr that.

Während dieſes Monates, in welchem mir es unmöglich war, zu ſagen, was ſich zugetragen hatte, waren wir in Sanct Helena gelandet, hatten das Kap umſegelt und bei Tamatavi Anker geworfen, wo man mich ausgeſetzt hatte.

Da es nicht in Tamatavi war, wo ich irgend eine Niederlaſſung zu gründen wünſchte, ſondern in Oſtindien, ſo erkundigte ich mich bei meinem Wirthe nach einem Ueberfahrtsmittel. Eine Gelegenheit nach Oſtindien war in Tamatavi ein ſeltenes Ereigniß. Mein Wirth rieth mir dem zu Folge Saint Marie zu erreichen, wo die Ausſicht beſſer für mich ſein würde. Ein Schiff ſegelte acht Tage nachher nach Point Larrée ab; ich beſchloß, auf ihm Ueberfahrt zu nehmen, wenn ich mich in acht Tagen beſſer befände.

Ich hatte nur eine Furcht, mein Herr, es gab nur Eines, was veranlaſſen konnte, daß ich mich ſchlimmer befände; nämlich, wenn man etwa zufällig meine Frau mit mir ausgeſchifft hätte.

Die erſte Nacht brachte ich in Aengſten zu, daß es nicht zum Aushalten war; bei dem geringſten Geräuſche, das ich hörte, ſagte ich: Gut! die Buchold! und der Schweiß trat mir auf die Stirn; dabei fand, wie Sie begreifen werden, noch ein wenig Fieber ſtatt.

Endlich brach der Tag an. Nichts. Ich athmete wieder freier.

Die zweite Nacht, wieder Nichts.

Die dritte eben ſo.

Die vierte, die fünfte, die ſechſte, die ſiebente, die achte Nichts. Ich genas daher auch ſichtlich, und als mein Wirth mir zu ſagen kam: Nun denn, ſind Sie im Stande nach Saint Marie aufzubrechen? ſagte ich zu ihm: Ich glaube wohl, und in zehn Minuten war ich bereit.

Unſere Rechnung war bald geordnet. Er wollte Nichts annehmen, und ich zahlte lieber in Dankbarkeit als in Münze, da ich beſſer mit der einen als mit der andern verſehen war; ich beſtand daher nicht darauf; wir umarmten uns und ich ſchiffte mich nach Point Larrée ein.

Nicht ohne Beſorgniß ſetzte ich den Fuß wieder auf das Meer. Bei jedem Fiſche, den ich erblickte, glaubte ich, daß es meine Frau wäre. Man wollte unterweges fiſchen, aber ich bat ſo ſehr, daß die Matroſen nicht den Muth hatten, die Angeln auszuwerfen.

Ich war nicht eher wirklich ruhig, als bei meiner Ankunft in Point Larrée. Das Meer war das Element der Buchold; da ich ſie aber während der Ueberfahrt nicht erblickt hatte, ſo ſagte ich mir: Gut! ſie hat die Spur verloren.

Ich beſchloß nichts deſto weniger, daß ich von Point Larrée nur zu Lande nach Tintingue gehen wollte. Das Land war mein Element, und es ſchien mir, daß ich auf ihm weit ſtärker wäre. Das iſt ſonderbar, ich, der ich vorher nicht wußte, wozu das Land dienen könnte,

als etwa Waſſer auf ihm einzunehmen und Fiſche trocknen zu laſſen.

Ich wurde daher mit zwei ſchwarzen Führern einig, welche gegen ein Gabelmeſſer, das ich beſaß, und das ſich in zwei Theile trennen ließ, einwilligten, mich von Point Larrée nach Tintingue zu führen. Sie werden begreifen, daß das wieder geſchah, um meine Hundert und vierzig Gulden zu ſparen.

Am folgenden Tage brachen wir auf; das hieß nicht zu Lande gehen, denn mit jedem Augenblicke war der Weg von Flüſſen und Moräſten durchſchnitten, in denen uns das Waſſer bis an den Gürtel ging. Von Strecke zu Strecke erblickten wir einige Inſeln feſten Landes, auf denen es von Wild wimmelte. — Sind Sie Jagdliebhaber?

— Ja.

— Nun denn! wenn Sie da geweſen wären, ſo würden Sie Sich gut beluſtigt haben. Die Perlhühner, die Turteltauben, die Wachteln, die grünen Tauben, die blauen Tauben, alles das flog zu Tauſenden auf, ſo daß wir uns mit Hilfe eines Stockes einen fürſtlichen Braten verſchafften. Mittags hielten wir unter Palmen an; das war die Stunde des Mittageſſens. Ich rupfte unſere Perlhühner, meine Neger machten Feuer, man ſchüttelte einige Bäume, welche ihre Früchte gaben, wie der König von Holland deren niemals ähnliche gegeſſen hat.

Und wir begannen unſer Mahl.

Es gab nur eines, das uns fehlte; nämlich eine gute Flaſche Bordeauxwein oder Ale von Edinburg; da ich

aber ein Philoſoph bin, und das zu entbehren weiß, was mir fehlt, ſo ging ich nach dem Bache, um aus der Hand zu trinken.

Als das einer meiner Führer ſah, ſagte er zu mir:

— Das Waſſer nicht gut, Mosje.

— Bei Gott, antwortete ich, ich weiß wohl, daß es nicht gut iſt, und ich würde Wein vorziehen.

— Mosje würde Wein vorziehen?

— Ei ja doch, Mosje würde Wein vorziehen, erwiderte ich ungeduldig.

— Nun denn! ich will ihm Wein geben.

— Wein?

— Ja, und neuen Wein. Kommen Sie, Mosje.

Ich folgte ihm, indem ich mir in meinem Innern ſagte: Ah! Spaßvogel, wenn Du mich zum Narren haſt, ſo werden wir unſere Rechnung bei der Ankunft machen.

Ich ſagte: bei der Ankunft, ſehen Sie, weil unterweges meine Schelme mir einen ſchlimmen Streich hätten ſpielen können, während einmal angekommen . . .

— Ja, ja, ich begreife.

— Ich folgte ihm alſo; er ging ohngefähr dreißig Schritte weit, und indem er hierauf um ſich blickte, ſagte er:

— Kommen Sie, kommen Sie, Mosje, da iſt das Faß.

Und er zeigte mir einen Baum.

Ich ſagte, immer in meinem Innern: Ah! Spaßvogel, wenn Du mich zum Narren haſt . . .

— Nun denn! es war ein Ravenalabaum, den er Ihnen zeigte, ſagte Biard.

Oliſus blickte ihn mit großen, ganz verwunderten Augen an.

— Ei, Sie wiſſen das?

— Bei Gott!

— Wie Sie geſagt haben, war es ein Ravenala, der den Beinamen der Baum des Reiſenden hat; nun denn! ich hatte ſchon viele Reiſen gemacht, und dennoch kannte ich dieſen Baum nicht, ſo daß, als er ein Blatt pflückte, dem er die Form eines Glaſes verlieh, und als er zu mir ſagte: Nehmen Sie das, Mosje, und verlieren Sie keinen Tropfen davon, ich immer noch wiederho'te: Ah! Spaßvogel!

Mein Herr, er ſtieß mit meinem Meſſer in den Baum, und ſehen Sie, es floß ein Waſſer, oder vielmehr ein Wein, oder vielmehr ein Likör aus ihm heraus.

Ich nahm meinen Hut vor ihm ab, mein Herr, wie als ob dieſer Affe von Neger ein Menſch wäre.

Nach mir tranken meine beiden Neger.

Nach ihnen begann ich wieder zu trinken. Ich hätte bis zu dem folgenden Tage getrunken, aber ſie ſagten mir, daß wir uns wieder auf den Weg begeben müßten. Ich wollte einen Zapfen in den Baum ſtecken, ſo viel Kummer machte es mir, eine ſo gute Flüſſigkeit verloren gehen zu ſehen, aber ſie ſagten mir, daß ich auf der ganzen Reiſe Ravenalas finden würde, daß es in Madagaskar Wälder von Ravenalas gäbe.

Ich hatte einen Augenblick lang Luſt in Madagas-

kar zu verweilen, und einen dieſer Wälder auszubeuten.

Am folgenden Tage kamen wir nach Tintingue; meine Führer hatten mich nicht belogen; auf dem ganzen Wege hatten wir Ravenalas gefunden, die ich angebohrt hatte.

In Tintingue wollte es der Zufall, daß ich einem reichen Chinguleſen begegnete, der Handel mit Perlen trieb. Der Augenblick dieſer Fiſcherei, welche im Monat März ſtattfindet, war herbeigekommen, und er war gekommen, um Taucher auf der Küſte von Zanguebar und und unter den Unterthanen des Königs Radhama zu ſuchen, welche für die kühnſten Fiſcher von der Welt gelten. Er erkannte mich als einen Europäer. Er ſuchte einen Fiſchereidirector. Er glaubte, daß ich für ihn paſſen würde; er paßte für mich vollkommen. Ich machte ihm den Antrag, mich auf Probe zu nehmen; er nahm es an. Vierzehn Tage nachher gingen wir in dem Hafen von Colombo vor Anker.

Es war keine Zeit zu verlieren; die Fiſcherei hatte bereits angefangen. Wir hielten uns in Colombo nicht lange auf, und ſegelten nnch Condatchy, was der Bazar der Inſel iſt. Mein Chinguleſe war einer der Hauptpächter der Fiſcherei; wir ſegelten mit einer wahren Flotte ab, und ſteuerten nach der Inſel Mannar, in deren Umgegend die Fiſcherei ſtattfindet.

Unſere Flotte beſtand aus zehn Barken, jede mit zwanzig Mann bemannt. Von dieſen zwanzig Mann bilden zehn die Schiffsmannſchaft, zehn ſind Taucher.

Dieſe Barken haben eine eigenthümliche Form, ſind lang und breit, haben nur einen Maſt und ein Segel, und gehen nicht tiefer als achtzehn Zoll im Waſſer.

Ich war der Patron einer dieſer Barken.

Ich hatte meinem Chinguleſen im Voraus geſagt, daß ich nichts von der Perlenfiſcherei verſtände, daß ich aber ein Bootsmann von erſter Stärke wäre, und er wurde in der That bald gewahr, daß ich meine Barke auf eine Weiſe führte, nach der die andern Patrone nur als dumme Teufel erſchienen.

Nur wurde ich nach Verlauf von drei Tagen Eines gewahr, nämlich daß unſere Taucher, wenn ſie geſchickt waren, zuweilen in einem Tage zehn Mal das verdienen konnten, was ich, ihr Patron, in einem Monate verdiente.

Das kam daher, weil die Fiſcher mit einem Zehntel an dem Fange intereſſirt ſind, den ſie machen, ſo daß, wenn ein Taucher Glück hat, wenn er auf eine ſchöne Auſternbank geräth, er in der Fiſchzeit, das heißt, in zwei Monaten, zehn, fünfzehn und zwanzig Tauſend Franken verdienen kann, während ich in dieſen zwei Monaten einzig und allein fünf Hundert Franken verdiente.

Nun begann ich die Art und Weiſe zu ſtudiren, wie es meine Leute anfingen. Am Ende war es nicht um das Meer auszutrinken.

Jeder Taucher nahm zwiſchen ſeine beiden Füße oder befeſtigte um ſeine beiden Hüften einen ohngefähr zehn Pfund ſchweren Stein; mit dieſem Steine beſchwert, der

ihn auf den Grund zog, tauchte er dann in das Waſſer. In der einen Hand hielt er ein Netz, und raffte mit der andern ſo viele Auſtern zuſammen, als er finden konnte. Wenn er keine Luft mehr hatte, ſo ſchüttelte er das Tau, das ihn an der Barke zurückhielt, und man zog ihn wieder auf die Oberfläche des Waſſers. Jeder Mann der Schiffsmannſchaft wachte über ein Tau, ſo daß der Taucher nicht nöthig hatte, das Zeichen zwei Mal zu geben. Deshalb iſt gleiche Anzahl von Matroſen nöthig als Taucher.

Der Fang war vortrefflich, und ich bedauerte nur, mich als Patron und nicht als Taucher verdingt zu haben. In Monikendamm hatte ich einen gewiſſen Ruf, lange unter dem Waſſer zu bleiben, und dies kam mir gut zu Statten, als ich genöthigt geweſen war, meinen Weg unter dem Eiſe zu ſuchen, — Sie wiſſen, in dem See von Stavorin. — Das Einzige, was mich tröſtete, war, daß ich eine gräßliche Furcht davor hatte, im Tauchen der Buchold zu begegnen, und dann, wie Sie begreifen werden, war es kein Spaß mehr. Gute Nacht, Ihr Auſtern! Lieber würde ich mein ganzes Leben lang Patron mit zwei Hundert und fünfzig Franken monatlich geblieben ſein.

Uebrigens war das nicht das Einzige, was dabei zu fürchten ſtand; die Haifiſche kennen die Zeit der Fiſcherei, wie als ob ſie Kalender hätten, und die Maſſe dieſer Fiſche, die während der zwei Monate, welche ſie dauert, in der Bai von Mannar herumzuſtreifen pflegen, iſt unglaublich. Es gab daher auch keinen Tag, daß

ſich nicht irgend ein Unfall zutrug. Aber ich muß ſagen, daß, wenn nur die Haifiſche geweſen wären, mich das nicht abgehalten hätte zu tauchen; es war die Buchold.

Unter der Zahl unſerer Taucher hatten wir einen Neger und ſeinen Sohn am Bord; es waren zwei prachtvolle Afrikaner, welche meinem Chinguleſen von dem Iman von Mascate ſelbſt geſchenkt worden waren; der Knabe war fünfzehn, und der Vater fünf und dreißig Jahre alt. Sie waren unſere verwegenſten und unſere geſchickteſten Taucher. Während der zehn bis zwölf Tage, daß die Fiſcherei dauerte, hatten ſie allein faſt eben ſo viele Auſtern zuſammengerafft, als die andern acht Fiſcher mit einander. Ich hatte Freundſchaft für den kleinen Schwarzen gefaßt, und unter ſeinen Kameraden war er es, dem ich beſonders bei ſeinem Untertauchen folgte; bei dem Herauskommen aus dem Waſſer legte er daher ſeinen Fang zu meinen Füßen nieder, und ich wachte über ſeinen Antheil. Man nannte ihn Abel.

Eines Tages warf er ſich in das Waſſer. Gut! er blieb immer fünfzehn bis zwanzig Sekunden darin, ohne wieder zu erſcheinen; was ungeheuer iſt, kaum war er verſchwunden, als er gegen ſeine Gewohnheit das Tau heftig ſchüttelte. Der Mann, der mit dem Taue beauftragt war, dachte an andere Dinge; er hatte den armen Schwarzen ſo eben in das Meer ſpringen ſehen. Als ich zu ihm ſagte: Aber, ſo zieh doch auf! Einfaltspinſel, zieh doch auf! Du ſiehſt wohl, daß ſich irgend etwas Außergewöhnliches da unten zuträgt, zieh doch auf!

Geh zum Henker; es war schon zu spät. Ich sah einen großen rothen Punkt, auf die Oberfläche des Wassers steigen, und dann in Mitte der Lache den Knaben, der mit einem über dem Knie abgebissenen Beine in dem Wasser plätscherte.

Im selben Augenblicke erschien der Vater wieder; er sah das krampfhafte Gesicht seines Sohnes, das Blut, welches das Wasser röthete. Er weinte nicht, er schrie nicht, nur wurde sein wie Ebenholz schwarzes Gesicht aschfarbig. Er stieg mit dem kleinen Abel wieder in die Barke, legte ihn mir auf den Schooß, nahm ein großes Messer, schnitt den Strick ab, der den Stein um seine Hüften befestigte, schnitt das Tau ab, das ihn an die Barke band, und tauchte gerade in dem Augenblicke unter, wo der Haifisch auf das Wasser kam.

Ich sagte: Gebt Acht, Ihr Andern, ich kenne den Mann, wir werden irgend Etwas Spaßhaftes sehen.

Kaum hatte ich ausgesprochen, als der Haifisch, dessen Rückenflossen man über dem Wasser sah, das Meer mit seinem Schwanze peitschte und gleichfalls untertauchte, und nun entstand in dem Wasser ein Geplätscher und Wirbel, ein entsetzliches Durcheinander, und der Kleine schrie mit glühenden Augen, ohne an sich zu denken: Muth, Vater, Muth! tödte, tödte, tödte, und er wollte sich mit seinem armen zerrissenen Beine wieder in das Meer stürzen. Glauben Sie mir, Sie werden niemals etwas dem Aehnliches sehen, was sich vor unseren Augen zutrug; das dauerte eine Viertelstunde, eine große Viertelstunde. Während dieser Viertelstunde kam er nur

fünf Male wieder auf die Oberfläche des Waſſers, um Athem zu ſchöpfen, um mit den Augen ſeinem Sohne einen Wink zu geben, wie um ihm zu ſagen: — Geh, ſei unbeſorgt, Du wirſt gerächt werden, und dann tauchte er wieder unter, und ſogleich wurde das Meer wieder wie durch einen unterſeeiſchen Sturm gepeitſcht. Auf zwanzig Schritte im Umkreiſe war es nur ein Blutfleck; das Ungeheuer machte ſechs Fuß hohe Sprünge aus dem Waſſer, und man ſah, wie ſeine Eingeweide aus dem aufgeſchlitzten Bauche heraushingen; endlich begann das Meer ruhig zu werden; es war nicht mehr der Mann, der Athem zu ſchöpfen kam, es war das Thier. Endlich begann der Haifiſch ſeinen Todeskampf, drehte ſich um ſich ſelbſt, peitſchte verzweifelt die Luft mit ſeinem Schwanze, tauchte unter, erſchien wieder, tauchte nochmals unter, dann ſah man Etwas wie Silberblitze unter den Wellen flammen; das war der Hay, der mit dem Bauche nach oben wieder herauf kam, und regungslos und ſteif wie ein Balken ſchwamm.

Der Haifiſch war todt.

Nun erſchien der Neger gleichfalls wieder, nahm ſeinen Sohn aus meinen Armen, und ſetzte ſich mit ihm an den Fuß des Maſtes.

Der Wundarzt eines franzöſiſchen Schiffes, das ſich in der Bai von Colombo befand, machte dem armen Abel die Amputation, und der Unternehmer der Fiſcherei überließ dem Vater den ganzen Antheil der Auſtern, die er gefiſcht hatte.

Indem ich den Haifiſch betrachtete, der wieder auf

die Oberfläche des Waſſers gekommen war, und ſeine drei und ſechszig Wunden zählte, von denen zwei das Herz durchbohrten, hatte ich folgende Betrachtung angeſtellt; nämlich, da man ſich wohl gegen einen Haifiſch vertheidigt, da man wohl mit einem Haifiſche fertig wird, man ſich wohl auch gegen eine Frau vertheidigen, und mit einer Frau fertig werden kann, wäre es auch ein Meerweibchen. Ich ſchämte mich daher über meine Feigheit, und da der Antheil der Perlauſtern der beiden Neger während der zehn Tage der Fiſcherei auf mehr als zwölf Tauſend Franken geſchätzt ward, ſo fühlte ich mich von dem Gedanken gequält, mein Glück zu machen, ſo daß bei dem erſten Male, wo mein Chinguleſe uns einen Beſuch abſtattete, was er alle vier bis fünf Tage zu thun nicht ermangelte, ich als eine Gunſt von ihm verlangte, meine Stellung als Patron der Barke gegen die eines einfachen Tauchers zu vertauſchen.

Dieſes Verlangen ſchien ihm unangenehm zu ſein.

—Ollifus, ſagte er auf Holländiſch zu mir, es iſt mir leid, daß Ihr das von mir verlangt, Ihr ſeid einer meiner guten Patrone, und wenn es nur deſſen bedarf, Euren Sold zu verdoppeln, um Euch zu behalten, ſo will ich ihn verdoppeln.

—Sie ſind ſehr gütig, antwortete ich ihm, aber ſehen Sie, ich bin von bretagniſchem Urſprunge und dazu noch zum Holländer okulirt; wenn mir etwas in den Kopf kömmt, ſo ſetzt es ſich ſo feſt darin, daß ich ſelbſt es nicht herauszubringen vermag. Ich habe mir

in den Kopf geſetzt, Perlen zu fiſchen, dem iſt ſo und dem wird ſo ſein, es kann nicht anders ſein.

— Verſtehſt Du zum Mindeſten zu tauchen?

— O! ich bin in Dänemark, dem Vaterlande der Seehunde, geboren.

— Wohlan! laß ſehen, was Du zu machen verſtehſt.

— O! was das anbetrifft, ſagte ich, das wird nicht lange dauern.

In einem Nu zog ich mich ganz nackend aus, befeſtigte mir einen Stein von zehn Pfund an den Füßen, nahm ein Netz in die linke Hand, wie ich es die andern Taucher machen ſah, vergaß nicht, ein mit einem guten Stiele verſehenes Meſſer, das ich in meinen Gürtel ſteckte, ließ mich an der Stelle des armen kleinen Abel anbinden, und ſagte mir: — A bah! meiner Treue, um ſo ſchlimmer, wenn die Buchold da iſt, ſo wird man ſie ſehen, und ich ſprang in das Meer.

Es war ohngefähr ſieben Faden tief, ich ſank ziemlich raſch auf den Grund, ſchlug dann die Augen auf und blickte um mich, das war der Augenblick der Angſt.

Keine Buchold, aber Auſtern, um ſie mit der Schaufel aufzuraffen.

Ich füllte mein Netz und zog die Schnur, damit man mich wieder hinaufzöge. Ich war bei dem erſten Male zehn Sekunden unter dem Waſſer geblieben.

Ich leerte das Netz zu den Füßen unſeres Unternehmers aus.

— Da, ſagte ich zu ihm, was ſagen Sie dazu?

— Daß Du ein geſchickter Taucher biſt, daß Du in

der That Dein Glück machen kannſt, und daß ich nicht das Recht habe, Dich daran zu verhindern.

Dieſe Bereitwilligkeit, das zu thun, was ich wünſchte, verlieh mir ein wenig Scham. Ich verglich das Verfahren des Patrons der Fiſcherei mit dem des Patrons der Barke. Ich hatte nicht die glänzende Seite.

— Indeſſen, ſagte ich zu ihm, da Sie mich als Patron, und nicht als Taucher angenommen haben, ſo haben Sie das Recht, mehr von mir, als von den Andern zu verlangen.

— Nein, ſagte er, wir werden das auf eine andere Weiſe, und hoffentlich zur Zufriedenheit von Jedermann einrichten. Du biſt ein guter Patron und ein guter Taucher. Die Taucher haben das Recht auf das Zehntel ihres Fanges; da Du mir Dienſte erweiſeſt, ſo gebe ich Dir den achten Theil der deinigen; das heißt, daß Du ſieben Tage Patron, und am achten Tage Taucher ſein wirſt. Wohlverſtanden, daß das Ganze deſſen, was Du an dieſem achten Tage fiſcheſt, Dein ſein wird. Biſt Du damit zufrieden?

— Ich glaube wohl, daß ich damit zufrieden bin.

— Wohlan denn! jetzt, da die Fiſchzeit bereits ſeit einigen Tagen angefangen hat, ſo nimm an, daß unſere Uebereinkunft ſeit ſieben Tagen geſchloſſen iſt, und fange morgen an.

Es war dagegen Nichts zu ſagen, als ihm zu danken. Ich ergriff ſeine Hand und küßte ſie.

Das iſt die Art und Weiſe in dieſem Lande zu danken.

Ich erwartete den folgenden Tag voll Ungeduld.

XVIII.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Zweite Heirath des Vater Olifus.

Nahi = Nava = Nahina.

Ich hatte mich nicht geirrt, fuhr der Vater Olifus fort, nachdem er von dem Ratafia zu dem Rum übergegangen war. Die Fiſcherei war vortrefflich; während der ſechs Tage, in denen ich mich dieſer Arbeit widmete, fiſchte ich ohngefähr für ſieben Tauſend Franken Perlen, und ich ſah weder Haifiſch, noch Buchold.

Die Zeit der Fiſcherei war beendigt; ich dankte meinem Chinguleſen, indem ich ihm meine Dienſte für das folgende Jahr anbot, und nachdem ich meinen Gewinn in Geld umgeſetzt, zog ich mich nach Negondo zurück, einem reizenden, mit Wieſen umgebenen und mit Zimmetwäldern beſchatteten Dorfe.

Ich hatte die Absicht, alle die Monate, welche zwischen den beiden Jahreszeiten der Fischerei verfließen mußten, zu irgend einem Handel zu verwenden, sei es nun mit Zimmetrinde, oder mit Shawls, oder mit Stoffen. Das konnte mir nicht schwer werden, da die vorherrschende Bevölkerung von Colombo, eine der Hauptstädte der Insel, die nur einige Stunden von Negondo entfernt ist, noch heut zu Tage aus Holländern besteht.

Ich fing damit an, in Negondo ein Haus zu kaufen; das ist keine große Ausgabe; für drei Hundert Franken hatte ich eines der hübschesten des Dorfes. Es war eine allerliebste Hütte von Bambusrohr, die mit Stricken aus den Fasern des Kokosnußbaumes verbunden waren, und hatte nur ein Stockwerk und drei Zimmer; aber drei Zimmer, das war Alles, was ich bedurfte. Mittelst fünf Hundert Franken hatte ich eine der bequemsten Haushaltungen der Insel. Sie bestand aus einem Bette, vier Matten, einem Mörser, um den Reis zu stoßen, sechs irdenen Schüsseln, und einem Reibeisen für die Cocosnuß.

Ich hatte bereits die Art des Handels beschlossen, den ich treiben wollte; er bestand darin, europäische Stoffe in Colombo zu kaufen, und Tauschhandel mit den Bedaths zu treiben.

Ich will Ihnen sagen, was die Bedaths sind.

Die Bedaths ist ein Stamm, der sich in den Wäldern verbirgt, der unabhängig lebt, der keinen König hat und der sich durch seine Jagd ernährt. Diese Schelme haben nicht einmal nöthig Häuser zu kaufen, da sie weder Städte noch Dörfer, nicht einmal eine einfache Hütte ha-

ben. Ihr Bett iſt der Fuß eines mit dornigen Zweigen umgebenen Baumes; wenn irgend ein Elephant, irgend ein Löwe, irgend ein Tiger durch die Hecke zu dringen verſucht, die ſie gemacht haben, ſo weckt ſie das Geräuſch, ſie klettern auf ihren Baum, und lachen von dort aus die Tiger, die Löwen und die Elephanten aus. Was die Schlangen anbetrifft, mögen es nun die Cobra di Capellos, die Caravillas, die Ti Polongas oder die Bodrou Panis ſein, vier Schufte von Schlangen, welche einen Menſchen wie eine Fliege tödten, ſo ſpaßen ſie darüber, wie über den Trommelſchlag der Schweizer, da ſie Zaubermittel gegen ihre Biſſe haben; es gibt alſo nur die Pembera, die freilich kein Gift hat, aber einen Menſchen verſchlingt, wie wir eine Auſter verſchlingen, über die ſie ſich zu beunruhigen haben; aber, wie Sie begreifen werden, ſind Inſecten von fünf und zwanzig bis dreißig Fuß Länge nicht gewöhnlich. Kurz, ſie haben alſo keine Häuſer, und ſie kommen ohne ſie zurecht.

Die Art und Weiſe, mit ihnen Handel zu treiben, iſt folgende; wenn ſie irgend einen fabricirten Gegenſtand, wie Eiſen oder Stoff bedürfen, ſo nähern ſie ſich den Städten oder den Dörfern, hinterlegen an einem verabredeten Orte Wachs, Honig oder Elfenbein, ſchreiben in ſchlechtem Portugieſiſch auf ein Baumblatt das, was ſie dagegen wünſchen, und man überbringt es ihnen.

Ich ſetzte mich daher mit den Bedaths in Verbindung, und trieb mit ihnen Tauſchhandel gegen Elfenbein.

Inzwiſchen hatte ich mir eine Geſellſchaft gebildet. Ich ging beſonders mit einem wackeren Chinguleſen um,

einem raſenden Damenbretſpieler, welcher Handel mit Zimmet trieb. Zehn Male hatte er ſich im Spiele zu Grunde gerichtet, und zehn Male hatte er ſein Vermögen wieder hergeſtellt, um ſich nochmals zu Grunde zu richten. Er war der Mann, der ſich vielleicht am beſten von Allen auf der Inſel auf Gewürze verſtand, und bei dem bloßen Anblicke eines Zimmetbaumes ſagte er: — Gut! das iſt wahrer Courouundou, das heißt, das iſt, was es Beſtes gibt. Ich muß Ihnen ſagen, daß es in Ceylon zehn Arten von Zimmetbäumen gibt, und daß die Erfahrenſten ſie nicht zu unterſcheiden wiſſen; er irrte ſich darin niemals. Woran erkannte er das? etwa an der Form des Blattes, welches dem des Orangenbaumes gleicht? an dem Dufte der Blüthe? oder an ſeiner kleinen gelben Frucht, ohngefähr von der Größe einer Olive? ich weiß es nicht, ſo viel iſt gewiß, daß er die Hand an einen Zimmetbaum legte, ihm ſeine erſte Borke nahm, die zweite ſpaltete, ſie trocknen ließ, ſie in Cokosnußleinwand rollte, ſeinen Namen auf den Ballen ſchrieb, und alles war abgemacht; man verlangte nicht einmal die Probe zu ſehen.

Sobald er ſein Geld in der Taſche hatte, ließ er es klingen, und wer Damenbret ſpielen wollte, hatte ſeinen Spieler bereit.

Nun aber wiſſen Sie oder wiſſen es nicht, daß die Chinguleſen raſend auf das Spiel verſeſſen ſind. — Wenn ſie kein Geld mehr haben, ſo ſpielen ſie um ihre Möbeln; — wenn ſie keine Möbeln mehr haben, verſpielen ſie ihre Häuſer; — wenn ſie keine Häuſer mehr haben, ſetzen ſie einen, zwei, drei Finger ...

— Wie! einen, zwei, drei Finger? unterbrach ich ihn.

— Genau so! der Verlierende legt seinen Finger auf einen Stein, der Gewinnende hat ein kleines Beil, mit welchem er ihm sehr geschickter Weise das übereingekommene Glied abhaut. Sie werden begreifen, daß man nicht genöthigt ist, den ganzen Finger auf ein Mal zu setzen, man setzt ein Glied; der, welcher verloren hat, taucht seinen Finger in siedendes Oel, was die Wunde brennt, und er fährt fort zu spielen. Mein Nachbar Vampunivo hatte an der linken Hand drei Finger weniger; er war bei dem Daumen und dem Zeigefinger stehen geblieben, aber ich bürge nicht dafür, daß sie jetzt nicht zu den Andern gegangen sind.

Wie Sie begreifen werden, kam es zwischen ihm und mir niemals so weit, ich achte meine Person zu sehr; ich spielte eine Perle oder einen Elephantenzahn gegen eine Partie Zimmet. Ich verlor oder ich gewann, gut! es hatte eine Ende.

Eines Abends, als wir unsere Partie Damenbret machten, sah ich plötzlich auf der Schwelle eine schöne junge Frau erscheinen, welche eintrat und sich Vampounivo um den Hals warf.

Es war seine Tochter; sie war sechszehn Jahre alt, und war erst fünf Mal verheirathet gewesen.

Ich muß Ihnen sagen, daß man sich in Ceylon trennen kann, nachdem man sich auf Probe genommen hat; das auf Probe-Nehmen weicht von vierzehn Tagen bis zu drei Monaten ab. Nun aber hatte die schöne Nahi-Rava-Nahina, so nannte sich die Tochter Vampounivos,

fünf Proben gemacht, und, immer unzufrieden mit ihrem Gatten, war ſie immer wieder in das väterliche Haus zurückgekehrt.

Ich ſah, daß ſie über Familienangelegenheiten zu ſprechen hatten, und verließ ſie beſcheidener Weiſe.

Am folgenden Tage beſuchte mich Vampounivo. Seine Tochter hatte ihn zwei bis drei Male gefragt, wer der Europäer ſei, der Damenbret mit ihm ſpielte, wenn ſie eingetreten wäre, und er wollte mich ihre Bekanntſchaft machen laſſen.

Ich habe Ihnen bereits geſagt, daß Nahi-Nava-Nahina ein köſtliches Weib war; ſie hatte mich auf den erſten Blick überraſcht, ich hatte denſelben Eindruck auf ſie hervorgebracht. Daß es auf Ceylon ſo leicht iſt, ſich auf Probe zu nehmen und ſich wieder zu trennen, wenn man ſich nicht gefällt, verführte mich vor Allem; nach Verlauf von acht Tagen waren wir einverſtanden, ſie eine ſechſte Probe, und ich eine zweite anzuſtellen.

Die Verheirathung iſt bei den Chinguleſen etwas Schnelles und leicht Auszuführendes; man verhandelt die Mitgift, ein Aſtrolog beſtimmt den Tag der Hochzeit, die Familien der beiden Ehegatten verſammeln ſich, man ſetzt ſich um einen Tiſch herum, in deſſen Mitte ſich eine Pyramide von auf Cokosnußblätter geſtelltem Reis erhebt. Jeder ſchöpft mit vollen Händen von der Pyramide. Nach dieſem Zeugniſſe der Vertraulichkeit nähert ſich die Verlobte dem Verlobten; beide haben drei bis vier Kugeln von Reis und Cokosnuß gemacht. Man tauſcht dieſe Kugeln aus, welche man wie Pillen verſchluckt. Der Verlobte bietet

der Verlobten ein Stück weißes Zeug an, und Alles ist abgemacht.

Die Angelegenheit war bald beendigt. Ich gab meinem Schwiegervater für mein Theil vier Elephantenzähne, er gab mir einen Ballen Zimmet. Ein Astrolog bestimmte den Tag unserer Hochzeit. Als der Tag gekommen, aßen wir Reis mit vollen Händen, worauf ich zwei Kugeln verschluckte, welche die reizende Nahi-Nava-Nahina mir zubereitet hatte. Ich schenkte ihr ein Stück schneeweißes Zeug, und wir waren verheirathet.

Der Gebrauch in Ceylon ist, daß die Gatten abgesondert in das Hochzeitszimmer zurückgeführt werden; die Frau zuerst, der Gatte nachher. Dieses Geleit geschieht bei dem Klange von Rasseln, Trommeln und Tamtams mit einem Theile der Bevölkerung, welche die Verheiratheten begleitet.

Ich hatte das Hochzeitszimmer nach meinen besten Kräften zurecht machen lassen. Um zehn Uhr Abends kamen die jungen Mädchen, die schöne Nahi-Nava-Nahina abzuholen, welche nach dem Hause zuging, indem sie mir einen letzten Blick zuschleuderte.

O! welchen Blick!

Ich starb vor Begierde ihr zu folgen; aber ich mußte den jungen Mädchen Zeit lassen die Verheirathete nach ihrem Bette zu führen, und sie in dasselbe zu legen.

Ich blieb daher noch ohngefähr eine halbe Stunde bei meinem Schwiegervater; er bot mir eine Partie an, um die Zeit zu vertreiben.

Ah! ja doch! ob ich bei alledem wohl Lust hatte zu spielen!

Endlich kam an mich die Reihe. Ich machte mich mit einer Eile auf den Weg, daß meine Begleiter alle Mühe von der Welt hatten, mir zu folgen. Auf der Schwelle fand ich die jungen Mädchen, welche tanzten, ſangen, kurz, Teufelspoſſen trieben.

Sie wollten mich verhindern vorüber zu gehen. Ah! ja doch! ein ganzes Bataillon hätte mich nicht zurückgehalten.

Ich ging in das Zimmer hinauf; alles Licht war ausgelöſcht, aber ich hörte ein leiſes, wie ein friſcher Wind ſanftes Athemholen, das aus dem Alkoven kam. Ich verriegelte die Thür, entkleidete mich und legte mich zu Bett.

Ich fand, daß die fünf erſten Gatten der Nahi-Nava-Nahina ſehr ſchwer zu befriedigende Schelme wären, als ich plötzlich eine Stimme hörte, die mir einen Schauder durch den ganzen Körper rieſeln ließ.

— Ah, äußerte zuvörderſt dieſe Stimme, indem ſie einen Seufzer ausſtieß.

— He! antwortete ich, indem ich mich auf den beiden Fäuſten erhob.

— Nun denn, ja! ich bin es, ſagte dieſelbe Stimme.

— Wie, ſie, die Buchold?

— Ohne Zweifel.

Gerade in dieſem Augenblicke fiel ein Schein des Mondes durch das Fenſter, mein Herr, und leuchtete uns wie ein Lichtſpiegel.

— Mein Freund, fuhr die Buchold fort, ich komme, Ihnen zu ſagen, daß Sie ſeit zwei Monaten einen Sohn haben, den ich nach dem Namen des Heiligen des Tages, an welchem ich entbunden bin, Joachim genannt habe.

— Ich habe einen Sohn ſeit zwei Monaten? rief ich aus. Aber wie kömmt das? wir ſind erſt ſeit neun Monaten verheirathet.

— Sie wiſſen, mein Freund, daß es frühzeitige Entbindungen gibt, und daß die Aerzte anerkennen, daß die Kinder, welche mit ſieben Monaten geboren werden, lebensfähig ſind.

— Hm! äußerte ich.

— Ich habe ihm, fuhr ſie fort, den Bürgermeiſter Van Clief zum Pathen gewählt, bei welchem ich, wie Sie wiſſen, drei Monate vor unſerer Verheirathung zugebracht habe.

— Ah! äußerte ich.

— Ja, und der verſprochen hat, ihn zu erziehen.

— Ah! ah!

— Was wollen Sie damit ſagen?

— Nichts! es iſt gut, es ſei für Herrn Joachim; was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Aber warum zum Teufel miſchen Sie Sich in das, was ſich in Ceylon zuträgt, da ich mich nicht in das miſche, was ſich in Monikendamm zuträgt?

— Undankbarer, ſagte ſie, auf dieſe Weiſe nehmen Sie alſo die Beweiſe von Liebe auf, welche man Ihnen gibt! Haben Sie viele Frauen geſehen, welche vier Tauſend Meilen zurücklegen, um eine Nacht mit ihrem Gatten zuzubringen?

— Ah! Sie kommen alſo nur, um eine einzige Nacht mit mir zuzubringen? fragte ich ein wenig beſänftigt.

— Leider! nicht mehr, antwortete ſie; wie könnte ich dieſen armen Unſchuldigen verlaſſen, der ſich dort befindet?

— Das iſt wahr.

— Der nur mich hat.

— Sie haben Recht.

— Und Sie empfangen mich ſo, Undankbarer!

— Aber ich meine, daß ich Sie nicht zu ſchlecht empfangen habe.

— Ja, weil Sie mich für eine Andere hielten.

Ich kratzte mir den Kopf. Was war aus dieſer Anderen geworden? Das beunruhigte mich ein wenig; was mich aber für den Augenblick, ich geſtehe es, am meiſten beunruhigte, war die Buchold.

Da ſie nicht von dem Schlage mit dem Feuerblocke ſprach, ſo meinte ich, daß es das Beſte wäre, gleichfalls nicht davon zu ſprechen; da ſie kein Wort von der Muskatnuß äußerte, hielt ich es gleichfalls für das Beſte, über dieſe Sache zu ſchweigen; da ſie endlich verſprach mit Tagesanbruche abzureiſen, war es wohl das Beſte, ſo liebenswürdig gegen ſie zu ſein, als ich es vermogte, ſo lange als es Nacht war.

Als ich dieſen Entſchluß gefaßt, fand kein Wortwechſel zwiſchen uns mehr ſtatt.

Gegen drei Uhr Morgens ſchlief ich ein.

Als ich erwachte, blickte ich um mich, — ich war allein.

Nur machte man einen großen Lärm vor der Thür.

Das war der Vater der ſchönen Nahi-Nava-Nahina, der mit allen ſeinen Verwandten kam, um mir Glückwünſche über meine Hochzeitsnacht abzuſtatten.

Sie werden begreifen, daß, bevor ich aufmachte, es meine erſte erſte Sorge war, mich um das zu bekümmern,

was aus der schönen Nahi=Nava=Nahina geworden wäre. Wie ich die Buchold kannte, war ich nicht zu sehr über das Schicksal der armen Frau beruhigt.

Da ich nicht laut zu rufen wagte, so rief ich leise: Nahi=Nava=Nahina!!! schöne Nahi=Nava=Nahina!!! reizende Nahi=Nava=Nahina!!! und es schien mir, als ob mir ein Seufzer antwortete.

Dieser Seufzer kam aus einem kleinen Kabinette, das an das Schlafzimmer stieß.

Ich machte das kleine Kabinet auf, und ich fand die arme Nahi=Nava=Nahina an Händen und Füßen gebunden, einen Knebel in dem Munde und einfach und allein auf eine Matte gelegt.

Ich stürzte auf sie zu, ich knüpfte ihre Bande auf, ich nahm ihr den Knebel ab, ich wollte ihr die Sache erklären; aber ich fand eine wüthende Frau, wie Sie wohl begreifen werden. Sie hatte zwar nicht verstanden, was die Buchold und ich mit einander gesprochen hatten, weil wir Holländisch sprachen, aber sie hatte nichts desto weniger errathen.

Was ich auch thun mogte, es war keine Möglichkeit sie zu besänftigen. Sie erklärte ihrer Familie, daß sie mit ihrem sechsten Versuche noch weit unzufriedener wäre, als mit den fünf andern; daß die europäischen Gatten gegen ihre Frauen weit schlimmere Manieren hätten, als die Chinguleſen, und daß sie ein Haus verlassen wollte, in welchem man sie die erste Nacht ihrer Hochzeit gebunden und geknebelt auf einer Matte zubringen ließe, während ihr Gatte, zur Seite . . . Kurz . . . gleichviel.

So viel ist gewiß, daß sie Vater, Brüder, Neffen,

Vettern, Nachgeschwister, Kinder gegen mich aufhetzte, und daß ich, da ich die Unmöglichkeit einsah, die für mich stattfände, nach einem solchen Abenteuer in Negondo zu bleiben, den Entschluß faßte, dem Vater seinen Ballen Zimmet zurückzusenden, indem ich ihm dabei meine vier Elephantenzähne ließ, und in einem andern Theile von Indien mein Glück zu suchen.

Ich beeilte mich daher, mein kleines Vermögen zu Geld zu machen, das sich auf zehn bis zwölf Tausend Franken belief, und da ich ein Schiff gefunden hatte, das nach Goa unter Segel ging, so schiffte ich mich auf ihm acht Tage nach meiner zweiten Verheirathung ein, eine zweite Verheirathung, welche, wie Sie sehen, eine so seltsame Wendung genommen hatte.

Der Vater Olisus stieß einen Seufzer aus, welcher das unvergeßliche Andenken bewies, das die schöne Nahi-Nava-Nahina in ihm zurückgelassen hatte, und nachdem er ein Glas Rum ausgetrunken, fuhr er fort.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von C. Schumann in Schneeberg.